

Schwarz auf Weiß

SCHÜLERZEITUNG DER STÄDT. GYMNASIEN IN GUMMERSBACH

11. Jahrgang

Juli 1961

Nummer 1

10 Jahre „Schwarz auf Weiß“

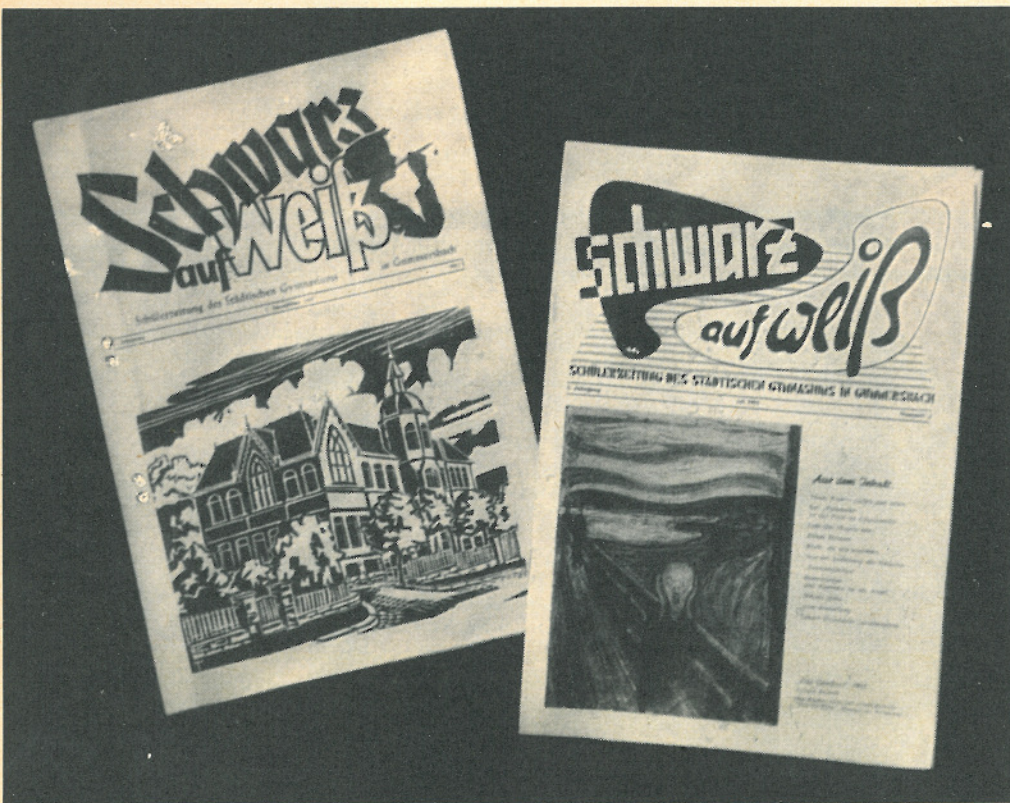
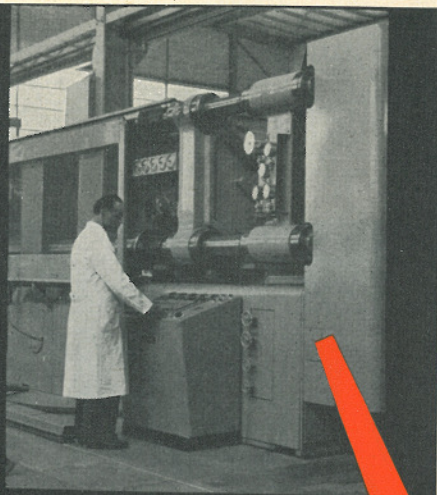


Foto: Hansmann



BATTENFELD



In 58 Ländern der Erde
überzeugen diese Maschinen
durch ihre **AUTOMATIK**
BETRIEBSSICHERHEIT
und **WIRTSCHAFTLICHKEIT**

5425

SPRITZGUSSAUTOMATEN
lieferten wir seit 1949

Diese Zahl spricht für das Vertrauen zu unseren Maschinen und beweist die Leistungsfähigkeit unserer modernen Produktionsanlagen.

BATTENFELD Spritzgußautomaten entsprechen dem neuesten Stand der Verarbeitungstechnik und werden in Schußgewichten von 2 – 10000 g geliefert.

INFORMIERT SIE ÜBER

**MASCHINEN
ZUR VERARBEITUNG
ALLER
PLASTISCHEN MASSEN**

BATTENFELD MASCHINENFABRIKEN G.M.B.H.
MEINERZHAGEN / WESTF.

DIE SCHÜLERZEITUNG *Schwarz auf Weiß*

Von wenigen bemerkt hat die Schülerzeitung mit der letzten Nummer — der neunundzwanzigsten seit ihrem Entstehen — ihren 10. Geburtstag begangen. Den vorliegenden Jubiläumsartikel schrieb Herr OStDr. Potratz, der Mitbegründer von „Schwarz auf Weiß“.

Noch mehr als bei allen anderen Einrichtungen konnte man in ihrem Gründungsjahre (1950/51) sagen: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie.“ Das Motto war vielmehr:

Im Anfang war die Tat

Wirklich, wir hatten keine Ahnung, was wir da begannen. Wir wußten nichts von Umbruch, Titeln, Kosten; wir hatten keine Vorstellung, wieviel Seiten man schreiben mußte, um eine Druckseite zu füllen; wir ahnten nicht, wieviel man wohl für eine Annonce nehmen dürfe. Von „steuerlichen Absetzungen“ hatten wir wohl gehört. Aber daß sie wichtig sein könnten für die Anzeigenwerbung, das fiel uns nicht ein. Aber wir fingen so wenigstens ohne Bedenklichkeiten an. Hätten wir diese Dinge gewußt, wir hätten vielleicht vor dem Anfang aufgegeben. Es gab ja keine Schülerredaktion, keine Verbindung zu einer Druckerei, keine Erfahrungen, auf denen wir weiterbauen konnten.

Der Anfang also war eine feuchte Sitzung im Lindenhof. Die Namen der Gründer sind unvergessen. Der erste „Beschluss“ hieß: „Wir wollen eine Schülerzeitung gründen.“ Und dann brauchten wir verschiedene Biere, bis wir uns über die Reihenfolge in der Wichtigkeit der folgenden Punkte klar wurden. Die ersten Einwendungen — wohl gemerkt, auf der Gründungsversammlung — waren die gleichen, wie sie heute immer wieder auftauchen: „Es muß auf jeden Fall dafür gesorgt werden, daß sie nicht in Kürze

Die erste Ausgabe

Die Erfahrungen, die wir mit der ersten Nummer sammelten, enthielten die gesamte „Schülerzeitungstheorie und -methodik“ in nuce. Wie leicht sagt es sich heute her: „Für eine Ausgabe brauchen wir etwa vierzig Schreibmaschinenseiten Text!“ Das wußten wir damals nicht, glücklicherweise. Mit Stolz zeigte der damalige Chefredakteur (Uli Wehler) seine dicke Mappe vor. „Alles Manuskripte.“ Na, das ließ sich ja gut an. Und mit langem Gesicht erfuhren wir dann, daß das bei weitem nicht reiche. Und dann wurde geschrieben.

Und wir erfuhren, daß es ein schöner Name allein nicht macht; er muß auch schön dargeboten werden. Also zeichnete Hans Tillmanns uns den ersten „Kopf“.

Auch über Titel und Überschriften lernten wir einiges. Zu Anfang hatten wir lauter Aufsatzthemen: „Unsere Klassenfahrt.“ „Unser Schulfest.“ „Die biologische Arbeitsgemeinschaft.“ Wer lernten, sie „reißerischer“ abzufassen. Wir lernten, Zwischentitel zu erfinden. Wir lernten, das Ganze fein aufzuteilen. Wir lernten, was interessiert und was nicht. Wir lernten . . .

Die Druckerei Luyken — die noch heute für uns tätig ist — stellte die erste Nummer her. Und dann war sie eines Tages da . . .

Wie jedes geschaffene Werk erfüllte sie ihre Schöpfer mit Stolz. Zwar erschienen unsere Namen noch nicht im „Impressum“, denn von so etwas wußten wir damals noch nichts. Alles war anonym. Und wir

zu einer Lehrerzeitung werde,“ d. h., daß die Schüler möglichst große Freiheit in der Gestaltung haben müßten.

Aber die Praktiker drängten: „Erst wollen wir mal eine Zeitung gründen. Dann können wir uns mit ihrer Theorie befassen.“ Und der Vorschlag: „Laßt uns einen Namen suchen!“ Auch auf diesem Gebiet hatten wir kein Vorbild. Später lernten wir sie dann kennen, alle die schönen Namen der „Konkurrenz“ von anderen Schulen. Aber damals? Ich muß gestehen, daß ich später oft froh war über unsern schlichten Namen „Schwarz auf Weiß“. Er klingt nicht programmatisch, nicht vielversprechend; er ist sachlich und bescheiden. Und bei mancherlei Vorschlägen, die damals gemacht wurden, erhielt doch dieser (der von „Jupp“ Dörr kam) sofort uneingeschränkte Zustimmung.

Es wurde dann doch noch manches Programmatische festgelegt oder wenigstens besprochen. Und dann ging's an die Arbeit. Wir alle schrieben. Und die Finanzen? Ich hatte uns damals aus der Affäre gezogen, indem ich dem Direktor erklärte, eine Schülerzeitung wollten wir schon machen, aber um die Finanzierung müsse sich ein anderer kümmern. Das war sicher falsch, wie sich später herausstellte, denn die Redaktion muß doch immer wissen, über was sie verfügen kann. Vor allem muß sie selber verfügen können. Aber damals kamen wir uns sehr schlau vor, daß der Direktor den Schwarzen Peter übernommen hatte.

hatten uns sogar dabei etwas gedacht, nämlich daß es doch ein Gemeinschaftswerk sei und insoweit niemandes Name insbesondere dazu gehöre. Aber von der Genugtuung alleine hat man bei einer Tätigkeit, die sich an eine Öffentlichkeit richtet, nichts. Es muß auch ein Widerklang da sein. Und das war die erste Enttäuschung: Es klang nicht wider. Und so blieb es. Zu keiner Zeit ist die Schülerzeitung von der Begeisterung und willigen Mitarbeit aller Schüler getragen worden. Immer waren es einzelne, oft eine ganze Anzahl einzelne, aber eben nicht die Gemeinschaft. Und dennoch ist im Lauf der zehn Jahre ihres Bestehens die Schülerzeitung eine gemeinschaftsfördernde, ja, vielleicht auch so etwas wie eine Gemeinschaftseinrichtung geworden, nicht zuletzt als Bindeglied zu den „Ehemaligen“, aus deren Reihen mancher Beitrag kam.

Sehr bald nämlich bestellte der „Verein der Ehemaligen“ einen großen Teil jeder Auflage im Abonnement. Damit war die Frage des Absatzes zwar einigermaßen gesichert. Aber die Finanzierung blieb problematisch, denn der Verkaufspreis trägt die Zeitung nicht. Außerdem wollten wir ihn so niedrig wie möglich halten. Und so kam der Gedanke auf, die Zeitung im Vervielfältigungsverfahren herzustellen. Es begann eine Zeit, an die ich nur mit Grauen zurückdenke.

Das Interesse der Schüler an der Mitarbeit bei einer so primitiv aussehenden Zeitung erlahmte ganz, denn nur der ge-

druckte Umschlag erinnerte noch an das erfreuliche Bild der ersten Nummern. Es wurde nun wirklich eine Lehrerzeitung, in jeder Hinsicht. Lehrer schrieben die meisten Artikel. Vor allem aber schrieben sie auch die Matrizen. Leider zu spät dachte ich daran, daß ja kaum ein Schüler Schreibmaschine schreiben kann. Aber da war der teure Vervielfältigungsapparat schon da und mußte verwandt werden. Also ging ich vor jedem Erscheinungstermin von einem Kollegen zum ändern und haushierte mit abzuschreibenden Manuskripten. Von den unerfreulichen Stunden des „Durchdrehens“ im glühendheißen Dachkammerchen, des Ordens, des Heftens will ich schweigen. Die Zeit ging vorüber . . .

Neues Leben

Dann traten mehrere Ereignisse gleichzeitig ein. Das wichtigste war die Teilnahme einiger Schüler an einer Tagung der SMV, die dem Thema „Schülerzeitung“ gewidmet war. Sie kamen begeistert zurück und baten mich, doch eine richtige Schülerredaktion zu schaffen. Das war es ja, was ich von allem Anfang an angestrebt hatte. Aber so etwas kann man nicht anordnen. Jetzt entstand es von selbst, und das war sinnvoll. Die Schülerredaktion wurde geschaffen und ist seither nicht mehr eingegangen. Der Lehrer konnte seine Tätigkeit beschränken und erscheint im Impressum, das wir nun auch hatten, als „beratend“.

Gleichzeitig machte der Direktor den Vorschlag, die Redaktion möge auch die Finanzierung selber in die Hand nehmen. Nichts war den Schülern lieber. Ihre Selbständigkeit wuchs. Zwar hatten sie jetzt die Annoncen selber zu werben, aber bei dem inzwischen entstandenen Stamm von Dauerinserenten war es nicht mehr so schwer wie im Anfang. Wichtig aber war, daß sie über das Geld — unter Verantwortung des beratenden Lehrers — frei verfügen konnten. So hatten sie immer eine kleine Reserve und damit größere Möglichkeiten, denn bisher fing die Finanzierung mit jeder Nummer neu an.

Die neue Redaktion entfaltete alsbald eine rege Tätigkeit. Außerlich zeigte sie sich in einem neuen Klischee für den Kopf. Es wird heute noch benutzt und stammt von Manfred Gaube. Im Inneren erschienen Kopfkliches für Sport und ähnliche Spalten. Bilder wurden veröffentlicht. Die Sache bekam einen schönen Schwung.

Die Arbeit an den folgenden Nummern war so befriedigend, daß ich mich für die schreckliche Zeit des Vervielfältigens voll entschädigt fühlte. Allerdings war dennoch meine gesamte „Nebenarbeit“ (als Vertrauenslehrer, Leiter der Spielschar und der Arbeitsgemeinschaft „Bühne“ und als Betreuer der Schülerzeitung) so angeschwollen, daß ich mich dringend um Hilfe, wenn nicht um Ablösung bemühen mußte. In dieser Situation war dies das dritte glückliche Ereignis: Dr. Klingen erklärte sich auf meine Bitte bereit, die Arbeit an der Schülerzeitung zu übernehmen. Diese Entscheidung erwies sich in der Folgezeit als sehr günstig. Herr Klingen widmete einen großen Teil sei-

ner Zeit der neuen Aufgabe und legte mancherlei Formen, die heute als selbstverständlich zum Bild von „Schwarz auf Weiß“ gehören, fest. Zwar wurde auch manches anders, als ich es mir ursprünglich gedacht hatte — der Einfluß des Lehrers wurde wieder stärker, der Preis wurde höher — aber ich kann mich der Einsicht nicht verschließen, daß es seine Berechtigung hatte, und daß vor allem der Erfolg Herrn Klingen vollkommen rechtfertigte.

Der äußere Anblick änderte sich, da nun die in der Druckerei zur Verfügung stehenden Schriftarten geschickt in den Dienst unserer Zeitung gestellt wurden. Es wurden feste Kolonnen eingerichtet; bestimmte Überschriften kehrten immer wieder als Blickfänge, aber auch als Anregungen für schreibende Schüler. Das „Lehrerporträt“ erschien erstmalig. (Dabei zeigte es sich allerdings, daß nur wenige Lehrer bereit sind, über sich selbst etwas zu schreiben.) Das Wichtigste aber am Wirken von Dr. Klingen war wohl die Aufnahme von Kontakten zu „prominenten Ehemaligen“ und schließlich zu „Ehemaligen“ und „Prominenten“, auch wenn sie nicht „Ehemalige“ waren. Interviews mit Ministern, Politikern, Wissenschaftlern, Besichtigungsfahrten der Redaktion kennzeichnen das neue Leben. Dabei kam es dem Ganzen sehr zustatten, daß die Redaktion selber über Geld verfügte.

Herr Klingen gab der Redaktion die feste Form einer Organisation. Es war schwer, nach seinem Weggang einen Nachfolger für ihn zu finden, denn von einem solchen erwartet man natürlicherweise immer, daß er nicht nur schlecht und recht weitermacht, sondern daß er die übernommene Sache weiter entwickelt. Und das ist schwer bei unserer Schülerzeitung. Um so froher sind wir, in Herrn Dr. Fischbach einen „beratenden“ Lehrer gefunden zu haben, der zu dieser undankbaren Aufgabe bereit ist.

Es hat von Zeit zu Zeit die Verwunderung der „großen“ Tagespresse erregt, daß „unser kleiner Bruder“ immer noch am Leben ist. Man hatte wohl erwartet — und sicher mit Recht erwartet —, daß einer solchen ungeschäftlichen Unternehmung von Laien nur ein kurzes Dasein beschieden sein würde. Nun besteht der kleine Bruder schon im 11. Jahrgang. „Hei lewet noch“ (dies war die Überschrift zu einem Presseartikel über „Schwarz auf Weiß“). Hei lewet immer noch. Wie lange wird „hei noch lewen?“ Wissen kann man's nicht. Aber solange die Ehemaligen die Zeitung als Bindeglied zu ihrer alten Schule empfinden, solange sich Schüler finden, die „den Laden schmeißen“ und solange noch ein Lehrer da ist, der sich zu der entsagungsvollen Arbeit als Beratender Lehrer bereit erklärt, so lange wird auch wohl der „kleine Bruder“ am Leben bleiben. Floreat!

Ptz

Ab sofort

sind die beiden Städt. Gymnasien telefonisch direkt zu erreichen.

Die neuen Telefon-Nummern lauten:

Städt. Jungengymnasium 3381

Städt. Mädchengymnasium 3182

Deutschland ist unteilbar!



Zum Tag der deutschen Einheit fanden in unserer Stadt zwei eindrucksvolle Feierstunden statt, in denen unsere stete Verbundenheit mit den Menschen Mitteldeutschlands bekundet wurde. Einheit und Freiheit waren die gemeinsamen Forderungen beider Veranstaltungen.

Die Abendveranstaltung des Kreiskuratoriums „Unteilbares Deutschland“ am 16. Juni war ein machtvolles Bekenntnis zur Unteilbarkeit unseres Vaterlandes und zur deutschen Hauptstadt Berlin. Im Mittelpunkt dieser Kundgebung stand die Rede des Landtagsvizepräsidenten Dobbert.

Dobbert rief zu Beginn seiner Ausführungen noch einmal jene Ereignisse des 17. Juni 1953 in Berlin, Magdeburg, Rostock, Halle und in anderen Städten der Zone ins Gedächtnis zurück. „Überall erhoben sich die Menschen wider ihre Unterdrücker, und man mußte mit Schiller sagen: ‚Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, wenn unerträglich wird die Last, greift er getrosten Mutes in den Himmel und holt herunter seine ewigen Rechte...‘ Dieser Grundsatz habe immer gegolten, wenn es gegen Tyrannei und Ungerechtigkeit gegangen sei; so in den Freiheitskriegen von 1813—15 und in der Märzrevolution von 1848. Leider hätten die schmerzlichen Folgen des verlorenen Krieges den freien Menschen nicht gestattet, den Landsleuten in Mitteldeutschland zur Hilfe zu kommen.

Der Landtagsvizepräsident wies dann auf die bitteren Enttäuschungen hin, die das Potsdamer Abkommen nach sich gezogen habe. Von den Westmächten sei das Versprechen, daß Deutschland wiedervereint werde, gehalten worden; aus der Dreizone wurde die Zweizone, und aus dieser sei dann die Bundesrepublik hervorgegangen. Die Sowjets hingegen hät-

ten es nicht für notwendig gehalten, ihrem Versprechen nachzukommen. Die freien Völker des Westens stünden zusammen, und es sei unser Recht, daß die deutsche Einheit wiederhergestellt und damit Berlin befreit werde.

Dann rühmte der Redner die tapfere Haltung der Berliner, die als treues Volk, sich seines Rechts bewußt, ihrem Schicksal standgehalten hätten. Beispielgebend sei die Ruhe und die Besonnenheit, mit der die Berliner alle Gefahren gemeistert hätten. Dagegen sei im Westen eine weitverbreitete Gleichgültigkeit zu beobachten. Acht Jahre Kampf um Berlin — oder wenn man so wolle — fünfzehn Jahre Kampf um die Wiedervereinigung sei für viele ein Grund, gleichgültig zu werden, und trotzdem müßten vor allem junge Menschen wissen, daß Weltgeschichte lange Zeiträume kenne.

Angesichts der lodernen Flamme des Mahnfeuers rief der Landtagsvizepräsident den Versammelten zu: „Wir freuen uns der jungen Herzen und der Glut, die es Wirklichkeit werden läßt, daß wir einmal den Tag feiern können, an dem unser Volk wiedervereint ist. Träge Herzen und faule Hirne möge die Flamme endlich wachrütteln!“ —

In seinem Schlußwort hob Kreisoberrechtsrat Krüger betonend hervor, daß es damals zwei Dinge gewesen seien, die die Unteilbarkeit Deutschlands symbolisch bekundet hätten: die schwarz-rot-goldene Fahne und das Deutschlandlied.

Mahnung und Besinnung

Die Feierstunde der Primen beider Gymnasien, deren festliche Umrahmung das Orchester des Mädchen- und der Chor des Jungengymnasiums besorgten, war eine Stunde der Mahnung und der Besinnung.

Frau Oberstudiendirektorin Dr. Schmidt gab in der Begrüßungsansprache ihrer Freude darüber Ausdruck, daß die heutige Feierstunde von beiden Gymnasien gemeinsam veranstaltet worden sei.

Nach Gedichtvorträgen und musikalischen Darbietungen ergriff der Sprecher der Arbeitsgemeinschaft demokratischer Kreise, Herr Pforter, aus Bonn das Wort. Der Grundton seiner Rede war auf die gegenwärtige Bedrohung der Welt durch den Kommunismus abgestimmt. Er sagte, Chruschtschow habe im vergangenen Jahr in seiner großen Beratung den Appell an alle Völker gerichtet, den letzten Schritt zur Weltrevolution zu tun: „Ich glaube daran, ich werde es noch erleben, daß

die Welt kommunistisch wird! Angesichts solcher Bedrohung sei es notwendig zu wissen, wie der Schritt der anderen Seite vor sich gehe.

Auf das Flüchtlingsproblem eingehend, sagte Herr Pforter, jeder Flüchtling sei in den Augen der Zonenmachthaber ein Krimineller. Wir hier im Westen seien ebenfalls kriminelle Elemente, weil wir jene „Verbrecher“ unterstützten. „Wir aber sind stolz, das zu tun.“

Weiter sagte er, es freue ihn zu hören, daß die Gymnasien häufig Klassenfahrten nach Berlin unternähmen. Solche Kontakte mit der zweigeteilten Stadt seien wertvoll, denn was die Klassen mitbrächten, trügen sie an andere weiter.

Dann wies der Vortragende auf die Widersinnigkeit der deutschen Spaltung hin und fragte: „Haben die Klassen schon einmal vor der Glienicker Brücke gestanden, die nach Potsdam führt? — Wer

Bericht über die Berlinfahrt der Olb.

(26. April bis 6. Mai 1961)

Unsere letzte Klassenfahrt führte uns vom 26. 4. bis zum 3. 5. 1961 für eine Woche nach Berlin. Diese Fahrt hinterließ bei meinen Klassenkameraden und mir einen so starken Eindruck, daß ich der Überzeugung bin, alle Primen sollten nach Berlin fahren. Uns ist durch unsere eigenen Erlebnisse so vieles bewußt geworden, daß wir allen Schülern der unteren Klassen empfehlen, in den Primenjahren doch auch nach Berlin zu fahren. Auch wenn Berlin nicht geteilt und nicht die größte Stadt Deutschlands wäre, so ist sie doch durch ihre Stellung als Hauptstadt Preußens und später ganz Deutschlands sehenswerter als alle übrigen Städte Deutschlands.

Ich glaube, daß sich vor allem die neuere Geschichte Deutschlands nirgendwo deutlicher widerspiegelt als in Berlin. Ein Spaziergang über die Straße „Unter den Linden“ ließ uns in den wieder restaurierten Gebäuden des Zeughauses und der Neuen Wache einen Teil jenes Preußens erkennen, dem Deutschland seine Einigung verdankt. Die mächtige Fassade des Brandenburger Tores und das etwas weniger streng wirkende Äußere des Charlottenburger Schlosses sind steinerne Zeugen der straffen Organisation und eisernen Disziplin, die damals dort herrschten. Dieser Geist, unverstanden von den romanischen Völkern, schaffte die Ordnung und Sicherheit, die die Voraussetzung zur zweiten Gründung eines Deutschen Reiches waren. Dann das mächtige Reichstagsgebäude, dessen Wiederaufbau nicht vergessen lassen darf, in wie schändlicher Weise die Vertretung des Deutschen Volkes im „Dritten Reich“ mißbraucht wurde. Die Geschichte dieses Gebäudes verdeutlicht geradezu symbolhaft die Entwicklung der Demokratie in

Deutschland. Dies alles vertieft den in der Schule gelernten Stoff unmerklich, dafür aber umso wirksamer.

Die imposante Heerstraße, damals Ost-Westachse genannt, das riesige Olympia-Stadion und die gewaltigen Gebäude des Tempelhofer Flugplatzes zeigen uns, zu welchen großen Leistungen eine Diktatur fähig ist. Allein — ein einziger „Fleischerhaken“ in Plötzensee vernichtet jede etwa für diese Zeit aufkeimende Bewunderung. Bei der Erinnerung an die unmenschliche Hinrichtung der Männer in Plötzensee, die im Juli 1944 retten wollten, was noch zu retten war, überläuft es uns kalt. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um an dieser Stelle Abscheu und Ekel gegen das damalige Regime zu empfinden.

Von dem Zusammenbruch und der nachfolgenden schweren Zeit zeugen überall die Trümmer, die besonders in Ostberlin noch nicht beseitigt wurden. Was mich persönlich am meisten berührte, war dieser gewaltige Unterschied zwischen Ost- und Westberlin. Im Westen das fluktuierende Leben einer Weltstadt, das der starke Verkehr auf dem Ku-Damm und den wunderbaren neuen Schnellstraßen uns zeigt; auf der anderen Seite wenig Verkehr, alte Autos und noch sehr viele Trümmer. Das neue Westberlin mit seinen breiten Straßen, den gewaltigen Hochbauten des Hansaviertels und die kühne Konstruktion der Kongreßhalle begeisterte mich. Denn diese Bauten zeigen, wie souverän der Mensch heute die Materie behandeln kann. Als wir aber bei einer Rundfahrt durch Ostberlin durch einige vernachlässigte Straßen kamen, war ich zutiefst erschüttert von dem trostlosen Bild, das die verwahrlosten Läden dort boten. So stolz die Westberliner

auf ihre Erfolge sein dürfen, für mich war dieser Unterschied erschreckend. Denn hier fühlte ich mehr als bei allem anderen, daß Berlin eine geteilte Stadt ist, daß auf der anderen Seite ein abzulehnendes System herrscht. Denn in Ostberlin wohnen dieselben Menschen wie in Westberlin, sie sind genauso fleißig wie diese, und trotzdem dürfen und können sie ihre Stadt nicht so gestalten, wie sie wollen.

Berlin ist eine geteilte Stadt, das merkt jeder auf Schritt und Tritt, und die Tafeln an der Sektorengrenze versetzen mir jedesmal gleichsam einen Stoß ins Herz. Aber hier kann sich auch jeder eine Meinung über den Kommunismus bilden, denn hier prallen östliche und westliche Weltanschauung härter als anderswo aufeinander. Besonders das Erlebnis des 1. Mai in Ost- und Westberlin machte uns den Unterschied deutlicher als alles andere. Wer mit Panzern für den Frieden demonstriert und in einem vom Zwang regierten Staat von Freiheit spricht, dem kann eigentlich kein vernünftiger Mensch Glauben schenken. Die verwahrlosten Läden und Fabriken zeigen ja deutlich, wohin die falsch verstandene „Sozialisierung“ führt. Der Mensch ist nun einmal nicht so sehr Gemeinschaftswesen, daß er ohne Eigenleben sein möchte. Die Lehre dort sieht in dem Menschen nicht das Individuum. Das fühlten wir, als wir am 1. Mai die Betriebskampfgruppen und Aktivisten marschieren sahen: die steif ausgerichteten Soldaten auf den Schwimmwagen, dieselben Parolen überall, dasselbe Rot der Spruchbänder ließen uns spüren, daß der Kommunismus die Menschen „gleichschalten“ will. Wir kennen das Leben in der Zone persönlich nicht, aber wir spüren deutlich den Zwang und den Terror, unter dem die Menschen dort leben müssen.

So erfuhren wir, was das in Wahrheit freie Berlin für uns bedeutet: für die freiheitsuchenden Menschen im Osten, — für uns, die wir die eigene Freiheit bei dem Besuch in Berlin erst richtig schätzen lernten. Dieses Gefühl verließ uns nicht, während wir uns die vielen anderen Bauten des alten und neuen Berlins ansahen; wir spürten die unsinnige Trennung selbst in Theatern und Museen in beiden Teilen der Stadt.

Berlin muß wieder die ungeteilte Hauptstadt eines freien Deutschland werden. Daß all unser Schaffen sinnlos ist, wenn wir im Westen nicht auf die Wiedervereinigung hinarbeiten, und daß dies die vornehmste Aufgabe ist, die wir zu lösen haben, dies hat jeder auf unserer Klassenfahrt erkannt.

sich auf die andere Seite wagt, wird von den ostzonalen Grenzpolizisten barsch zurückgewiesen mit den Worten: „Hier ist kein Personendurchgang!“ — Und wenn drüben auf der anderen Seite eine Verwandte steht, so können sich die beiden nur zuwinken, und der eine kann höchstens hinübrufen: „Ich werde dir aus Gummersbach schreiben!“ — Dann blickt er hinauf und liebt oben an der Eisenkonstruktion die Worte: „Brücke der Einheit“. —

„Es ist notwendig“, so fuhr der Redner fort, „Kontakte aufzunehmen mit den Jungen und Mädchen der Zone. Durch die Bekanntgabe Ihrer Bereitschaft stärken Sie den Jungen oder das Mädchen drüben. Wir sollen nicht dauernd reden, daß wir helfen wollen, sondern wir müssen es tun, denn es gilt der Leitspruch: „Wer zurückweicht, weicht auf!“

In seinem Schluß- und Dankeswort sprach Oberstudiendirektor Dr. Meyer noch einmal den Wunsch aus: „Möge uns die

Wiedervereinigung unseres Volkes als politisches Ziel vor Augen stehen.“

Das gemeinsam gesungene Deutschlandlied beschloß die Feierstunde.

— hn —

Was uns nicht gefallen hat!

War es notwendig, auf dem Programm zur Kundgebung des Kuratoriums „Unteilbares Deutschland“ die dritte Strophe des Deutschlandliedes abzudrucken? — Es müßte doch für jeden Deutschen eine Selbstverständlichkeit sein, die ohnehin gekürzte Nationalhymne zu jedem Anlaß bereit zu haben.

Ebenso muß einmal gesagt werden, daß Beifallsäußerungen den ersten Rahmen einer solchen Veranstaltung erheblich stören und fehl am Platze sind. Bei weiteren Kundgebungen dieser Art möge man einen entsprechenden Hinweis auf dem Programmzettel nicht vergessen!!

REGEN

AUS ZWEIERLEI SICHT

Herr Brasier, der zwar schon einige Jahre bei uns im Oberbergischen weilte, nahm den oberbergischen Regen — unter dem wir wohl alle genau wie er leiden — zum Anlaß eines kleinen Gedichtes, das wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten. Der liebe Gott, an den sein Stoßseufzer gerichtet ist, ließ ihm in letzter Minute durch den Mund eines unbekanntenen Propheten eine Antwort zukommen. Für die unter unseren Lesern, die kein Französisch verstehen, hat F. R. Hausmann O la den Versuch einer Übersetzung unternommen. Er bittet zu entschuldigen, daß der Wechsel von weiblichen und männlichen Endreimen bei den Alexandrinern nicht immer gelungen ist.

O Dieu, maître des nuages,
Des eaux, des pluies, des orages,
Considère avec bonté,
L'état de ce triste été.
Il a plu, il pleut, pleuvra
Tant et si bien qu'on croira
Voir un jour en s'éveillant
Le déluge renaissant.
L'Oberberg est réputé
Pour ses lacs, ses bois, ses prés,
Mais Tu sais, la chose est sûre
Qu'il faut garder la mesure.
Retiens de Ta main puissante
Cette pluie enfin lassante!
Fais briller par un ciel pur
Le chaud soleil dans l'azur!
Nous avons longtemps prié,
Mais sommes toujours mouillés!

Si je choisis, pour te répondre, un autre mètre,
C'est que l'alexandrin, il te faut bien l'admettre,
Porte en lui plus d'ampleur et de magnificence
Et fait mieux éclater mon Nom et ma Puissance.

Ta prière a percé les brouillards et les pluies;
J'aurai pitié de toi, peuple de parapluies.
Je commande aussitôt: „que le soleil paraisse,
Que la nue se dissipe à sa chaude caresse!“

Mais de quoi te plains-tu, ô peuple insatisfait
Que je comble en tous temps de multiples bienfaits?
„Trop de pluie aujourd'hui, trop de soleil demain,
Trop peu de ce côté, et pas assez du mien . . . !“

Et que de temps perdu en souhaits inutiles
En vains regrets, en pleurs, en reproches stériles,
Il pleut trop, disais-tu; que ceci te rassure:
Si l'eau tombe en excès, ton vin, je le mesure!

Je ne chanterai pas les louanges de l'eau pure;
Il te suffit de voir comment dans la nature,
Je l'offre sans compter aux délices du sage.
Apprécie-la, cher peuple, et fais-en plus d'usage!

O Herr, der Wolken und der Wasser Meister,
Der Regen- und der Sturmesgeister,
Bedenk in Deiner Freundlichkeit
Wie traurig diese Sommerzeit,
Es hat gegossen Guß auf Guß
So heftig, daß man glauben muß,
Daß einst beim ersten Tageslicht
Die Sintflut wieder neu anbricht.
Das Oberberg ist wohl bekannt
Für seine Wälder, Seen und Wiesenland
Doch Du weißt, ganz gewiß ist das,
Daß man einhalten muß sein Maß.
Drum halt durch Deine mächt'gen Hände
Zurück den Regen ohne Ende.
Laß strahlen hell am Himmel nur
Die heiße Sonne im Azur.
Seit Wochen bitten wir nur das,
Doch werden stets von Neuem naß.

Ich wähl' Dir zur Antwort ein andres Silbenmaß
Weil der Alexandriner — deshalb tu ich das —
In sich mehr Weite trägt und wunderbare Pracht,
Auch in sich offenbart, den Namen mein und Macht.

Die Wolken und Nebel hat Dein Gebet durchbohrt
Armes Regenschirmvolk, Dein Flehn hab ich erhört.
Ich gebiet' alsobald: „es scheine jetzt die Sonne,
Ihr Wolken zertretet euch ob solcher heißen Wonne!“

Ihr nimmer Zufriednen, wohin zielt eure Klage?
Wohltaten ich euch tu an einem jeden Tage.
„Zu viel Sonne morgen, heute Regen zuviel,
zu wenig auf der Seite und nicht wo ich will.“

Nur Zeit ihr verschwendet mit unnötigem Sehnen,
Grundlosem Bedauern, unergiebigem Tränen.
Du sagst: „zu viel Regen“ — eins versichre ich dich,
Laß den Regen rinnen, deinen Wein bemehle ich!

Doch auf das reine Naß soll nicht nur Lob ergehen.
Es genüge dir nun, in der Natur zu sehen,
Wie ich's darbiet ohn' Zahl, zur Wonne dem, der klug,
Wisse dies zu schätzen und nutze es genug!

Ehrenmal

Die Arbeiten am Ehrenmal unserer Schule sind so weit fortgeschritten, daß in kurzer Zeit damit begonnen werden kann, die Namen der Gefallenen anzubringen. Als Unterlage für die Aufstellung der Namen hat bis jetzt unsere Festschrift (S. 126 bis S. 136) gedient. Da es durchaus möglich ist, daß diese Liste noch unvollständig ist, ergeht hiermit die Bitte an alle, die Namen der Gefallenen oder der in Gefangenschaft verstorbenen ehemaligen Schüler unserer Schule beider Weltkriege, die in den Listen der Festschrift noch fehlen, umgehend zu melden. Die Meldungen sind an Sirr Jahn, Jungengymnasium, Moltkestraße 27 zu richten. Nachträgliches Anbringen eines Namens ist aus technischen Gründen nicht mehr möglich.

Frau Oberstudien-Direktorin Dr. Schmidt wurde in ihr Amt eingeführt

Viele prominente Vertreter von Schule, Kirche, Politik und Industrie waren am 6. Mai der Einladung zur Einführungsfeier von Frau Oberstudienrätin Dr. Schmidt gefolgt. Nach einer Telemann-Ouvertüre, die das Schulorchester unter Leitung von StR. Schrey spielte, begrüßten Bürgermeister Eschmann, Oberstudienrat Schneider und Oberschulrat Schneider in der mit Blumen festlich geschmückten Aula die Gäste, vor allem Landrat Kaufmann, Oberkreisdirektor Dr. Goldenbogen, die beiden ehemaligen Leiterinnen des Mädchengymnasiums, Frau Oberstudienrätin Augustin und Frau Oberstudienrätin Menkhoff, die Vertreter des Stadtrates, der Ortsgeistlichkeit, die oberbergischen Schulräte, die Abgesandten der benachbarten Gymnasien, Realschulen, der Industrie und die Vorsitzenden der Schulpflegschaft und des Vereins der Freunde und der ehemaligen Schülerinnen.

In seiner Ansprache hob OStR. Schneider, der stellvertretende Leiter der Schule, die ausgezeichnete Vorarbeit hervor, die Frau Menkhoff für das „Interregnum“ geleistet hatte, das vom Sommer des vorigen Jahres bis April 1961 dauerte. Das Schulschiff konnte dadurch zielbewußt im alten Kurs weitergesteuert werden. Der besondere Wunsch von Herrn Schneider für Frau Dr. Schmidt war, daß sie wie die oberbergische Landschaft auch den oberbergischen Menschen in seiner Eigenart schätzen lernen möge.

Oberschulrat Schneider überbrachte Frau Dir. Schmidt die Grüße des Kultusministers und des Reg. Direktors Haferkamp. Er dankte OStR. Schneider herzlich für seine gute Arbeit an der Schule und beglückwünschte Frau Dr. Schmidt zu ihrem neuen Amt, für das sie einstimmig vom städtischen Schulausschuß gewählt worden war. Oberschulrat Schneider sprach aus, daß er Frau Dr. Schmidt für

besonders geeignet hielt, die Leitung dieser Schule zu übernehmen, wegen ihrer reichen Erfahrungen, ihrer geistigen und pädagogischen Fähigkeiten und ihrer menschlichen Reife.

Auch die Schulsprecherin, Ingeborg v. Manteuffel, dankte OStR. Schneider für das gute Steuern des Schulschiffes; im Namen der Schülerinnen wurde ihm ein Kunstbuch überreicht. Zu der neuen Direktorin sagte sie: „Wir danken Ihnen, daß Sie zu uns gekommen sind und werden uns bemühen, Sie nicht zu enttäuschen.“ Eine besondere Freude wurde Frau Dir. Schmidt bereitet, als die Sprecherinnen aller Klassen ihr jeweils eine Rose überreichten.

Mit herzlichen Worten begrüßte nun Frau Beißwänger für die Schulpflegschaft, Frau Stussig für den Verein der Freunde und ehemaligen Schülerinnen des Mädchengymnasiums, Landrat Kaufmann für den Oberbergischen Kreis, Pastor Heering und Dechant Werner für die Geistlichkeit die neue Leiterin der Schule und wünschten ihr eine erfolgreiche Zukunft in Gummersbach.

Oberstudienrätin Dr. Meyer, der sie im Namen des Jungengymnasiums willkommen hieß, sagte, er freue sich auf eine gute Zusammenarbeit mit der Direktorin des benachbarten Gymnasiums.

Nachdem Dr. Blasius ihr die guten Wünsche des Nicolaus-Cusanus-Gymnasiums in Bad Godesberg, der Stätte ihres früheren Wirkens, überbracht hatte, ergriff Frau Dr. Schmidt das Wort.

Sehr warmherzig dankte sie für die herzlichen Begrüßungsworte und sagte: „Ich bin gerne nach Gummersbach gekommen, und ich bin bemüht, den oberbergischen Menschen näher kennenzulernen. Ich glaube, Ihre guten Wünsche werden mich weitertragen.“ Frau Dr. Schmidt betonte, daß es wichtig sei, einen guten Kontakt mit den Schülerinnen zu bekommen, und es war schon in anderen Reden angelungen, daß sie ihn bereits gefunden hat. Wie die Frauen, die seit 1867 die Schule geleitet und niemals das Ziel aus den Augen verloren haben, ihren Schülerinnen eine umfassende Bildung zu vermitteln, wolle auch sie immer bestrebt sein, in Harmonie mit ihren Kollegen zum Wohle der Schülerinnen zu arbeiten und sie zu lebensstüchtigen Menschen im Zeitalter der Gleichberechtigung zu erziehen.

Lieder des Schulchores und Worte von Schiller, Hausmann und Morgenstern, von Schülerinnen vorgetragen, umrahmten die Feier, die sehr festlich mit einem Danklied von Haydn ausklang.

- st -

„Von der Allemande zum Foxtrott“

Schulkonzert des Mädchengymnasiums am 25. März 1961

Unter diesem Titel verbarg sich eine Fülle tänzerischer Musik vom Barock bis zur Moderne. In bunter, abwechslungsreicher Folge erklang gesungene und musizierte Tanzmusik. Nach intensiver Arbeit mit Studienrat Schrey waren der Schulchor und das -orchester zu gewisser „Reife“ emporgestiegen, so daß fast alle Nöthen am richtigen Platz ertönten.

Nachdem der Chor den Abend mit zwei heiteren Liedsätzen, darunter ein „Schrey-Satz“, eröffnet hatte, stellte sich der gesamte „Orchesterapparat“ (Streicher, Blockflöten und Generalbaß) vor mit drei Märschen aus dem 17. Jahrhundert. Die folgenden Programmpunkte bestritten kleinere Instrumentalgruppen: ein Blockflöten- und Streicherquartett, ein Violinenduo und Klavier zu zwei und vier Händen. So war Praetorius mit einer Tanzfolge aus „Terpsichore“ mit Pavane und Gailarde vertreten. Diese wohl ältesten Tänze in der Kunstmusik entsprechen dem früheren Dantz und Hupf-auf in der Volksmusik. Die kleine Tanzsuite von Georg Philipp Telemann, in der es auf rhythmisch prägnantes Spielen ankommt, leitete zu den Tanzformen der Klassik über. In den Gesellschaftsmenuetten von Beethoven und den Wiener Ländlern von Lanner, die in ihrer lebhaften und beschwingten Art jeden mitreißen müssen, konnte das Schulorchester seine „Qualität“ beweisen; verbergen sich doch in ihnen viele knifflige Stellen, die es sauber und glatt zu bewältigen galt.

Als Beispiele osteuropäischer Tanz-Folklore erklangen ein Walzer und eine Mazurka von Chopin, brillant vorgetragen von Ellen Sentker OII b, ein „Slawischer Tanz“ von Dvorák für Klavier zu 4 Hän-

den — es spielten Barbara Micklitz OII b und Cornelia Stussig UI b — und Tanzweisen für zwei Violinen von Bartók, die von Adelheid Herweg UII b und der Unterzeichneten dargeboten wurden. Der spontane Beifall der begeisterten Zuhörer entspannte die ersten und konzentrierten Gesichter der Spieler und lockerte die etwas verkrampften Finger sowohl auf den Klaviertasten als auch auf den Geigensaiten. Auch der Chor trat noch einmal in Aktion, er „servierte“ drei reizvolle Tanzlieder. So gelangte man zum Programmpunkt Nr. 13, der eine Auswahl der modernen Tanzformen brachte; Cornelia Stussig „präsentierte“ einen schwungvollen Tango von Albeniz, Adelheid Herweg und Petra Schleißing einen Blues, Walts und Foxtrott. Unter den Zuhörern begann mancher zu schmunzeln, als der geliebte „Baß-mann“, Herr Theo Semmerling, dem an dieser Stelle herzlich für seine „Tiefen“-unterstützung gedankt wird, dazu einen stillechten Zupfbaß improvisierte. Wahrscheinlich kribbelte es einigen — oder waren es sogar viele? — in den Zehenspitzen, mal eben „einen aufs Parkett zu legen“. Chor und Orchester gemeinsam beendeten das Programm mit einem heiteren, beschwingten Lied aus dem „Augsburger Tafelkonfekt“ von V. Rathgeber.

Die Eltern, die durch ihr Erscheinen ein reges Interesse an dem Konzert bekundeten, lohnten die Mühe aller durch reichen Beifall. Die Freude der Chor- und Orchesterleute wäre vielleicht noch größer gewesen, wenn ihr Singen und Musizieren auch bei den Mitschülerinnen ein stärkeres Echo gefunden hätte.

Sigrid Holländer OI b

Personalien

Am 28. Juni feierte Herr OStD. Dr. Meier seinen 65. Geburtstag, wozu wir noch einmal nachträglich herzlich gratulieren. Am Vorabend schlossen sich über hundert Schüler des engeren Stadtgebietes zu einem Fackelzug zusammen und brachten dem Geburtstagskind aus ungeübter Kehle vor seinem Haus ein Ständchen. Gekonnter — aber nicht eindrucksvoller — setzte am Geburtstagsmorgen der Schulchor die Gratulationen fort, und die Sprecher aller Klassen überreichten Nelken. Der Chor der Mädchenschule brachte ebenfalls ein Ständchen und beschloß die Reihe der Glückwünsche.

*

Ein verspäteter herzlicher Glückwunsch gilt unserem verehrten Studienrat Schusky, der am 18. Juni 70 Jahre wurde. Wir wünschen dem Lehrmeister vieler gymnasialer Sportlergenerationen weiterhin noch für viele Jahre Gesundheit und Frische.

*

Seit Ostern 1961 ist Studienrat Weiland am Jungengymnasium als Lehrer für Englisch und Geschichte tätig. Er unterrichtete vorher am Staatl. Jungengymnasium Mülheim-Ruhr. Wir wünschen ihm für seinen Dienst bei uns viel Freude.

Wie lange noch?

Ein Besuch im Notaufnahmelager für Sowjetzonenflüchtlinge Berlin-Marienfelde

Wer beim ersten Anblick dieser Zeilen verärgert weitergeblättert hat — verärgert vielleicht darüber, daß die Schülerzeitung „jetzt auch schon“ solche Artikel bringt, die zu Millionen die Tagespresse überschwemmen, dem mag diese Tatsache ein Beweis sein für die Aktualität und den Ernst des zu behandelnden Themas. Wenn Presse, Rundfunk und Film sich täglich mit dem Flüchtlingsproblem auseinandersetzen, so wird damit der brennende Wunsch der freien Welt bekundet, daß endlich die schreckliche Völkerwanderung unseres Jahrhunderts, ausgelöst durch den Terror des Kommunismus, beendet wird. Gerade wir, die jüngere Generation, sollten in der Geborgenheit unserer Bundesrepublik viel mehr die Augen für das offen halten, was drüben im anderen Deutschland vor sich geht.

Es mag für uns unbegreiflich klingen, daß jede Nacht bis zu zweihundert Menschen den gefährlichen Schritt über die Zonengrenze wagen, um der Willkür und der Tyrannei eines ruchlosen Regimes zu entfliehen — unbegreiflich, daß so etwas mitten im 20. Jahrhundert noch geschieht. Und dennoch gibt es keine Anzeichen dafür, daß die Menschen jenseits des „Eisernen Vorhangs“ endlich zur Ruhe kommen. Seit Kriegsende hält der Flüchtlingsstrom aus dem Osten an. Einige Zahlen mögen die erschreckende Situation verdeutlichen, die sich daraus ergeben hat.

Seit 1946 haben rund 13 Millionen Menschen ihre ostdeutsche Heimat verlassen müssen. Die Mehrzahl — etwa 10 Millionen — suchte in der Bundesrepublik Zuflucht. Die restlichen 3 Millionen siedelten sich in der DDR an. Zwei Millionen Menschen sind auf der Flucht durch Krankheit, Hunger und Schwäche ums Leben gekommen, dazu rechnet man eine weitere Million, die bei der Geburt auf der Flucht gestorben ist. Diese 3 Millionen Menschen hat die Bürokratie als den sogenannten „Vertreibungsverlust“ registriert. Aus der Sowjetzone sind seit den kommunistischen Terrormaßnahmen rund 3 Millionen Menschen in die Bundesrepublik geflüchtet. Somit leben 13 Millionen Flüchtlinge aus Mittel- und Ostdeutschland bei uns hier im Westen. Daraus ergibt sich, daß jeder vierte Einwohner der Bundesrepublik Flüchtling ist. Diese 13 Millionen Flüchtlinge würden genau die Einwohnerzahl von Dänemark, Schweden und Norwegen zusammengenommen ausmachen. Von den 40 Millionen Flüchtlingen aus den großen „Flüchtlingsgebieten“ der Erde (Indien, Pakistan, Europa, China) lebt der dritte Teil in der Bundesrepublik.

Tag für Tag fühlen sich Menschen in Mecklenburg, Brandenburg, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen vom Zwang und Terror des Ulbrichtregimes bedroht. Tag für Tag versuchen Hunderte, den Fängen einer erbarmungslosen Justiz zu enttrinnen. Tag für Tag werden Deutsche gezwungen, vor Deutschen aus Deutschland nach Deutschland zu fliehen — seit über zwölf Jahren. Mit banger Sorge schauen wir auf die Menschenmassen, die täglich die Einwohnerzahl der Bundesrepublik vermehren. Es erhebt sich auch die andere Frage: Bedeutet nicht

der tägliche Menschenverlust eine Ausblutung des mitteldeutschen Raums? Muß sich nicht die ständige Abwanderung nach dem Westen verheerend auf die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Zone auswirken? In der Tat. Der Planungschef der DDR hat vor einiger Zeit offen bekannt, jeder Flüchtling, der seit 1956 geflohen sei, müsse als ein echter Substanzverlust angesehen werden, der nicht wieder gutgemacht werden könne. Man weiß drüben genau um die Gefahr, die man selbst heraufbeschworen hat. Mit allen nur erdenklichen Mitteln versucht man, der Bevölkerung das Leben in der DDR schmackhaft zu machen. Es gibt kaum einen Kinofilm, der nicht dem Zuschauer das „paradiesische Glück“ vor Augen hält, Bürger des „ersten Bauern- und Arbeiterstaats“ zu sein. Doch all dieser faule Zauber — im wahrsten Sinne des Wortes — vermag sich nicht dem Fluchtstrom hemmend in den Weg zu stellen. Im Gegenteil, die Flucht nach dem Westen hat eher zugenommen als nachgelassen. Daran haben selbst Ulbrichts goldene Worte vom Überholen des bundesrepublikanischen Wirtschaftswunders nichts geändert. Ulbricht und seine Genossen sind bestrebt, diese „schlechte Visitenkarte“ ihrer Politik vor der Weltöffentlichkeit so gut wie möglich zu vertuschen und zu leugnen. Sie behaupten, es handele sich nur um „Einzelfälle“, die in den Westen abwanderten, um dort ihr Glück zu machen. Nach Johannes Dieckmann, dem Präsidenten der ostzonalen Volkskammer, gehen nur alte Leute in den Westen, die sich „aus der Trägheit des Alters nicht den sozialistischen Lebensformen anpassen können und es daher vorziehen, im kapitalistischen Lebensbereich zu stehen, anstatt den Errungenschaften des Sozialismus zu dienen“. Die Flüchtlingswirklichkeit hingegen sieht anders aus. Wie die Statistiken im Notaufnahmelager Marienfelde, das jeder „legale“ Flüchtling aus der Sowjetzone passieren muß, zeigen, ist die Hälfte aller Flüchtlinge nicht älter als 25 Jahre. Über 75 v. H. haben das 45. Lebensjahr noch nicht erreicht. Nur 7 v. H. sind älter als 65 Jahre. Damit ist Dieckmanns Behauptung glatt widerlegt. Es flüchten also überwiegend jüngere Menschen, solche, die auf der Höhe ihrer Schaffenskraft stehen. Wie sehr der Verlust dieser Menschen sich negativ auf die Wirtschaft der Zone auswirken muß, läßt sich aus einer Angabe des „Statistischen Jahrbuchs der DDR“ erschließen, wonach der Anteil der Menschen, die nicht älter als 25 Jahre sind, nur 36 v. H. der Zonenbevölkerung ausmacht. Berücksichtigt man aber, daß 50 v. H. aller Flüchtlinge nicht älter als 25 Jahre sind, so ist die ständige Verminderung dieses Anteils augenfällig. Dem „Statistischen Jahrbuch“ ist weiter zu entnehmen, daß 45 v. H. der Bevölkerung Vollbeschäftigte, d. h. selbstverdienende Menschen sind. Laut Statistik des Notaufnahmelagers gehören 60 v. H. der Flüchtlinge, die täglich über die Grenze gehen, dieser Gruppe an.

Dreiviertel (!) aller Flüchtlinge sind Arbeiter und Bauern — eine recht beschämende Tatsache für einen Staat, der den Anspruch erhebt, „Arbeiter- und Bauernparadies“ zu sein. Das haben die Zonen-

machthaber deutlich gespürt. Auf der Suche nach wirkungsvollen Gegenaktionen kamen sie auf jene Idee, die „Staatsgrenze West“, wie es im Parteijargon heißt, kurzerhand mit Stacheldraht, verminten Todesstreifen, Wachtürmen und Schlagbäumen abzuriegeln. Mit Erfolg. Heute gelingt es nur wenigen, diese Absperrmaßnahmen zu durchbrechen. Der letzte Weg in die freie Welt, der den Menschen Mitteldeutschlands noch offen steht, ist der Weg über Ost- nach Westberlin. Hier klafft ein Loch im „Eisernen Vorhang“, das einen einigermaßen gangbaren Durchschlupf in die Freiheit darstellt. Dieser Weg führt über das System der U- und S-Bahnen, die in ganz Berlin über die Sektorengrenze hinweg verkehren. Zwar stehen auch diese Bahnen unter Kontrolle der ostzonalen Volkspolizei, doch hat ein eigener, allerdings fingierter „Fluchtversuch“ gezeigt, daß es durchaus möglich ist, unkontrolliert in den Westsektor zu gelangen. Trotzdem darf man nicht übersehen, daß wenigstens ein Viertel aller Flüchtlinge Marienfelde nicht erreichen, weil sie vorzeitig Opfer der Vopokontrollen in der U- oder S-Bahn geworden sind. Wer als „Republikflücht-



tiger“ auf der Flucht ertappt wird, hat mit einer Gefängnisstrafe bis zu drei Jahren zu rechnen. Die gleiche Strafe trifft diejenigen, der Beihilfe zur Flucht geleistet oder nur von der Flucht gewußt hat. Die Folge davon ist, daß an Stelle der Einzelflücht häufiger die Familienflucht tritt, wobei der einzelne nicht unbedingt politisch gefährdet zu sein braucht. So brachte beispielsweise ein Arzt nicht nur seine Familie über die Grenze, sondern auch seine Eltern, seine Schwiegereltern, seine Sprechstundenhilfe und seine Hausangestellte, weil er fürchtete, diese hätten für seine Flucht zur Rechenschaft gezogen werden können. Wer sich also zur Flucht entschließt, hat eine dreifache Belastung auf sich zu nehmen: Sein Besitz geht in Staatseigentum über, er gefährdet sich und seine Angehörigen.

Langjährige Zuchthausstrafen erwarten den, der als Angehöriger der Nationalen Volksarmee oder der Volkspolizei auf der Flucht in die Bundesrepublik an der Zonengrenze abgefangen wird. Dennoch ist die Zahl der Fahnenflüchtigen erschreckend hoch. Seit 1951 haben 21 000 Vopos und Volksarmisten bei uns hier um Asyl gebeten. Diese Zahl kommt et-

Menschen auf der Flucht

Es ist für uns, die wir vor diesem bitteren Schicksal bewahrt geblieben sind, nicht einfach, uns all des Furchtbaren und Schrecklichen, das sich hinter diesen Worten verbirgt, bewußt zu werden. Was es bedeutet, Flüchtling zu sein, mag ein kleines Gedicht eines unbekanntenen Verfassers erahnen lassen, das auf einem Tisch im Lager Marienfelde gefunden wurde:

Auf einmal heißt es, alles stehn und liegen lassen,
Um nachts mit einem Koffer voll zu flieh'n.
Als ob nichts wäre, schien der Vollmond durch die Gassen,
Und in zwei Stunden ging der Frühzug nach Berlin.
Wie ein Verbrecher aus der Wohnung fortgeschlichen,
Denn bei dem Nachbarn in der Küche brannte Licht,
Dann auf der Straße jedem Schatten ausgewichen,
Und in der Ladenscheibe sah ich mein Gesicht.
Vorn an der Ecke blieb ich kurz noch einmal stehen,
Wo man ein Leben lang nach Haus gegangen ist —
Dann aus der Heimat ohne Abschied fortzugehen —
Und nicht zu wissen, wo du morgen bist —
Schnell durch die Sperre in den dunkelsten der Wagen —
Und mit der Hand am Türgriff ruhelos gereist —
Und plötzlich frei zu sein —
 und nur noch „bitte“ sagen —
Und kein Zuhause haben — wiszt Ihr was das heißt?

wa zehn Ostzonenregimentern gleich. Von diesen 21 000 Mann erreichten 17 000 Westberlin in voller Uniform — meist auf abenteuerliche Weise. So ereignete sich, um ein solches Beispiel anzuführen, im vergangenen Winter folgendes:

Ein junger Vopo, Träger des Ehrentitels „Verdienter Meister des Sports“, hatte nicht weit von der Stelle, an der die Havel die Zonengrenze nach Westberlin durchbricht, seinen Dienst zu versehen. In der Abenddämmerung gelang es ihm, sich von seinem Posten zu entfernen und die Havel zu erreichen. Als ausgezeichnete Schwimmer stürzte er sich kopfüber von der Uferböschung ins Wasser — wie er glaubte, denn in der Dunkelheit hatte er nicht bemerkt, daß gerade an der Stelle, wo er eintauchen wollte, eine Schar Schwäne auf einer Eisscholle la-

gerte. Das Unglück geschah. Unser Vopo landete auf der Eisscholle inmitten der schlafenden Schwäne. Diese flatterten auf, ergriffen aber keineswegs die Flucht, sondern machten kehrt und stürzten sich mit „Kriegsgeheul“ auf ihren unfreiwilligen Ruhestörer. Dieses Höllenspektakel wiederum alarmierte die übrigen Volkspolizisten, die bereits nach dem Ausreißer fahndeten. Scheinwerfer flammten auf. Schüsse peitschten über das Wasser. Inzwischen hatte der flüchtige Vopo das westberliner Havelufer erreicht. Halberstart, am ganzen Körper blutend — was weniger von den Schüssen der Vopo als von den wilden Schnabelhieben der Schwäne herrührte — schleppte er sich völlig nackt an Land. Seine Uniform hatten ihm die erzürnten Schwäne vom Leib gerissen.

Das Aufnahmeverfahren

Dem Wort „Flüchtlingslager“ haftet noch heute der bittere Beigeschmack an, den jene grauenvollen Sammelbaracken hinterlassen haben, die nach dem Kriege vielfach in Eile hergerichtet wurden, um die Unzahl von Flüchtlingen wenigstens auf engem Raum zusammengepfercht unter Dach zu bringen. Wer Marienfelde besucht, ist überrascht, nicht ein Flüchtlings-„lager“, sondern eher eine Flüchtlings-„siedlung“ vorzufinden, eine Siedlung mit modernen, hellen Wohnhäusern und wohlgepflegten Grünanlagen. Und dennoch kann dieser erste freundliche Eindruck nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich hier eine der erschütterndsten Tragödien unserer Zeit widerspiegelt. Ein Gang durch das Siedlungsgelände bestätigt diese Feststellung. Es mögen tausend Menschen sein, die an diesem Morgen vor den Türen der einzelnen Aufnahmestationen stehen und auf ihre Abfertigung warten. Viele sind gezeichnet vom Schreckenserlebnis der Flucht. Auffallend ist sofort die große Anzahl der Jugendlichen unter ihnen. Sie blicken uns an. Wir hingegen scheuen uns, diese Menschen in ihrer seelischen Not anzu-

starren und gehen still an ihnen vorbei.

Bevor der Flüchtling seine Aufnahmebestätigung schriftlich in Händen hält, ist ein langer und recht komplizierter Weg zu durchlaufen.

Der Neuankömmling meldet sich zunächst beim Pförtner. Dort legt er seinen Amtsausweis vor und erhält dann den sogenannten Laufzettel, auf dem die neun Instanzen verzeichnet sind, denen er sich nacheinander zu stellen hat. Auf die Anmeldung folgt sofort die Untersuchung durch den Lagerarzt. Allein der Arzt hat zu entscheiden, ob der Flüchtling zum Aufnahmeverfahren weiter zugelassen werden darf, oder ob zunächst eine Überweisung in ein westberliner Krankenhaus notwendig ist, weil sonst der Gesundheitszustand des Betroffenen die übrigen Lagerbewohner gefährden könnte. Nach der ärztlichen Untersuchung stellt der Flüchtling sich der Polizei vor. Es ist ein Fragebogen auszufüllen, der über den beruflichen und politischen Werdegang sowie über die Fluchtgründe Auskunft fordert. Handelt es sich um ein-

gefleischte Kommunisten oder um Parteigrößen der SED, die um Asyl bitten, werden die Fluchtgründe besonders gründlich geprüft, denn niemand darf abgewiesen oder gar in die Zone zurückgeschickt werden. Solche Leute sind für die Aufnahmebehörde meist auch deshalb interessant, weil durch ihre Aussage das, was augenblicklich drüben in Parteikreisen aktuell ist, ans Tageslicht kommt.

Nebenbei ist Marienfelde so etwas wie eine Falle für „schwere Jungen“, die sich drüben einer Bestrafung durch die Flucht nach Westberlin entziehen wollen. Notgedrungen müssen sie sich nach Marienfelde begeben, und hier schlägt dann die Polizei zu. Für ihre in der Zone begangenen Verbrechen werden sie hier im Westen entsprechend bestraft.

Für die Art der Aufnahme ist der Fluchtgrund entscheidend. Nach Artikel 11 des Grundgesetzes genießen alle Deutschen im ganzen Bundesgebiet Freizügigkeit. Auf dieses Recht hat auch jeder Flüchtling aus der Zone Anspruch. Daneben gibt es das Notaufnahmengesetz, wonach zwei Kategorien von Flüchtlingen unterschieden werden. Flüchtlinge, für die eine ernste Gefahr für ihre politische Sicherheit bestand, gelten als politische Flüchtlinge. Unter die zweite Gruppe fallen solche, bei denen keine objektive Zwangslage zu erkennen ist, die dem seelischen Druck einfach nicht mehr Stand halten konnten. Diesen Flüchtlingen wird die sog. Ermessensaufnahme gewährt. Beide Gruppen werden aufgenommen mit Rechtsanspruch, d. h. sie haben in der Bundesrepublik das Recht auf soziale Eingliederung, Kredite, Wohnungen usw.

Die Entscheidung darüber, welcher Gruppe der Flüchtling zugewiesen wird, trifft die Aufnahmekommission, vor der der Flüchtling das, was er schriftlich niedergelegt hat, noch einmal mündlich wiederholen und bestätigen muß. Die Aufnahmekommission setzt sich zusammen aus drei Mitgliedern, die selber Zonenflüchtlinge sind und die Lage drüben aus eigener Anschauung genau kennen. Darüber hinaus gehören sie den verschiedensten Berufen an, so daß auch ein echter Schnitt in sozialer Hinsicht gegeben ist. Vor dieser Kommission schildert der Flüchtling seinen Lebensweg und seine Fluchtgründe. Nichts bleibt dabei verborgen, selbst die intimsten Dinge kommen zur Sprache.

Es ist erschütternd, eine solche Aussage mitzuerleben, steht man doch der inneren Verzweiflung eines Sowjetzonenmenschen unmittelbar gegenüber. Das folgende Protokoll mag Zeugnis davon geben.

Frau H., 63 Jahre, tritt ins Zimmer. Eine Beinverletzung hindert sie beim Gehen. Sie nimmt vor der Kommission Platz. Der Vorsitzende macht sie darauf aufmerksam, daß Gäste auf Einladung des Ministeriums anwesend sind, die sich von der Lage in der Sowjetzone ein Bild machen möchten. — „Sind sie damit einverstanden, daß sie an ihrem Aufnahmeverfahren teilnehmen?“ — Frau H. stimmt unverzüglich zu. Der Vorsitzende stellt die Identität der Personalien fest. — „Haben Sie Schwierigkeiten mit dem Staatssicherheitsdienst gehabt?“ — Ja, seit 1956. — „Warum?“ — Ich habe einen Sohn und sechs Pflegekinder in der sowjetischen Zone. Eins davon, die M., ging nach USA. Mit Bekannten kam sie 1946 nach Westberlin und von dort zu Besuch zu mir nach Ostberlin, weil sie sehr an ihrer Mutter hing. Ich sollte ihre Besuche der Polizei melden, das habe ich nicht getan. Die Vopo kam zu mir rüber. M. kam nicht mehr zu Besuch. Trotzdem kamen regelmäßig Kontrollen.“ — „Warum sind

Sie denn geflohen?" — „Weil ich es nicht mehr aushalten konnte.“ — „Warum konnten Sie es denn nicht mehr aushalten?" — „Ich habe geschimpft auf den Arbeiter- und Bauernstaat. Ich bekam 149 DM (Ost) Rente (etwa 37 DM West), zu wenig zum Leben und zum Sterben zuviel. Ich bin sehr viel krank. Ich wollt schon vorher weg, aber Mutter war 93 Jahre alt. Im Februar ist sie gestorben. Ich fühlte mich durch Frau B. bedroht.“ — „Ist diese Frau B. Funktionärin?" — „Ja" — „Warum fühlten Sie sich denn von ihr bedroht?" — „Ich habe immer im Gemüseladen geholfen, und da haben wir über alles gesprochen, auch über den Westen. Eines Tages kam meine Nachbarin und sagte: ‚Mach, daß Du fortkommst, Frau B. hat Dich angezeigt.‘ Da habe ich so getan als ob ich einkaufen ginge, und dann bin ich weggegangen.“ — „Wo hat Frau B. das denn gehört?" — „Ich weiß nicht, aber ich glaube im Gemüseladen. — Sie hat auch einmal gesagt: ‚Wenn Mutter tot ist, wird sie machen, daß sie fortkommt. Frau B. war Funktionärin. Sie war rausgeschmissen worden, und deshalb mußte sie sich bewähren. Vor ihr ist auch im Rias gewarnt worden. — „Stimmt das auch alles, was Sie über Frau B. erzählt haben? Sie wissen ja, diese Frau B. kann morgen hier sitzen,“ — „Ja, es ist alles wahr, was ich gesagt habe.“ —

Damit ist das Gespräch beendet. Frau H. wird gebeten sich nach draußen zu begeben. Die Kommission beschließt: Aufnahme mit Rechtsanspruch. Mit freudiger Dankbarkeit nimmt Frau B. den Beschluß entgegen.

Diese einfache, ungeschminkte Aussage der Frau H. vermittelt einen deutlichen Einblick in das enge Netz des kommunistischen Terrorsystems. Nur ein einziges Wort genügt schon, um die Terrormaschine in Gang zu setzen. Wie muß es um die Friedensliebe eines solchen Staates bestellt sein, in dem der einzelne gezwungen ist, im Freund, im Nachbarn, im Bekannten, ja im eigenen Verwandten einen Spitzel zu sehen, der jedes Wort den Staatsorganen zuleitet, damit diese verderbenbringend zuschlagen können.

Mit dem Beschluß der Aufnahmekommission ist das Aufnahmeverfahren abgeschlossen. Es erfolgt nur noch die Flugabfertigung nach Tempelhof, denn die meisten Flüchtlinge müssen in die Bundesrepublik geflogen werden. Hier werden sie so lange in Durchgangwohnheimen untergebracht, bis sie eine neue Wohnung gefunden und sich eine neue Existenzgrundlage geschaffen haben.

— hn —

Auch das passiert!

In Physik: „Bei diesem Strom bin ich gefährlich!"

*

Wie leicht wird einer zum Zyniker und Geschichtskritiker, wenn er nicht genau das Wort „Steuerruder" versteht, das der Nachbar ihm zuflüstert, und übersetzt: Dum gubernacula imperii tenuit, omnibus sicut parens providit. „Solange er die Steuern des Reiches in der Hand hielt, sorgte er für alle wie ein Vater.“

- st -

UNSERE „AUSLANDS-KORRESPONDENTEN" BERICHTEN:

Buenaventura

und eine Tagestour durch den tropischen Urwald

Es war am 15. April, als die „Bärenstein" am frühen Nachmittag Buenaventura, den ersten südamerikanischen Hafen an der Pazifikküste, anließ. Die Kaimauern waren alle besetzt, so daß das Schiff vorerst draußen auf Reede liegen bleiben mußte. Vieles hatten uns die Offiziere und Matrosen von Buenaventura erzählt, insbesondere von den Spitzbuben, Ganoven und Verbrechern, die sich ständig im Hafen herumtrieben. Nicht einmal den Zollbeamten, die an Bord kämen, sei zu trauen, so sagte man uns, und deshalb hatten wir unsere wenigen Habseligkeiten in den Schränken unserer Kabine eingeschlossen, die Fenster trotz unerträglicher tropischer Schwüle verriegelt und die Kabinentür abgeschlossen. Ein Motorboot legte an der Falltreppe an, und an Bord stiegen Zollbeamte, Agenten und allerhand Volk, fast ausschließlich schwarzer Hautfarbe, Einbäume, die typischen Boote der Eingeborenen, näherten sich von allen Seiten dem Frachter, und wenig später fing der Handel an Bord an. Whisky und Zigaretten wurden von Bord geschmuggelt, ohne daß ein Zöllner eingriff; vermutlich hatten sie ihr Schäfchen auch schon im trockenen. Da bugsierten einige Matrosen einen schreienden Eingeborenen von Bord, der versucht hatte, aus einer Kabine einen Füllfederhalter zu entwenden. Keiner der Uniformierten kümmerte sich darum! Später stellte man fest, daß eine Kiste elektrische Rasierapparate und eine Kiste Kölnisch Wasser in der Ladeluke ausgeräumt worden waren.

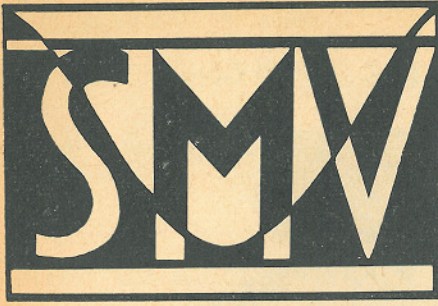
Hunderte von finsternen Blicken glaubte ich auf mich gerichtet, als ich noch am selben Nachmittag zum ersten Male kolumbianischen Boden betrat. Vorsichtshalber hatte ich meinen Fotoapparat fest in die Hand genommen, denn so ganz traute ich den zahllosen herumlungern den Nichtstuern auch nicht. Meine Frau hatte vorsichtshalber auf diese erste Exkursion verzichtet, stattdessen begleitete mich ein Agent von HAPAG LLOYD, der in diesem schrecklichen Buenaventura leben muß. Eine für uns Europäer unangenehme Schwüle lag über der Stadt, der Schweiß rann aus allen Poren. Schwarze Kinder, zumeist sehr zutrauliche und übers ganze Gesicht strahlende kleine Kerle, drangen auf mich ein, wollten mir die Schuhe putzen oder sonst irgendwie ein Trinkgeld erheischen. Ich gab ihnen etwas, da strömten sie in Scharen zu dem lieben weißen Onkel. Ich fotografierte sie, ca. 20 Hände strecken sich mir entgegen, einige bekamen ein Geldstück, dann versuchte ich zu fliehen, die Meute hinter mir her — es war recht peinlich. Ich schimpfte, sie lachten und grölten, da kam Gott sei Dank ein Taxi; ich hielt es an und ließ mich „un kilómetro más luejo" fahren. Da standen schmutzige Pfahlbauten, in deren Umgebung es übel roch. Schnell eine Fotografie und weiter! Aus für unsere Begriffe primitiven Holzhütten drang Schlagermusik auf die Straße, ziemlich laut für den Nachbarn, der alsdann sein eigenes Gerät noch lauter einstellte. „Musiksalat" in Buenaventura . . . Dann der Markt! Schmatzende Negerfrauen üppigsten Formates boten ihre Waren feil:

stark duftende Tropenblumen, Fische manigfacher Art, viele fremdartige Früchte, Hühner und altes Gerümpel. Keifendes Geschrei, wenn ich versuchte, Schnappschüsse zu machen! — Mit einem Motorbötchen ließ ich mich von einem Schwarzen zum Schiff zurückbringen.

Kapitän Woiczikowski hatte neben vielen anderen Vorzügen auch den, daß er Frau und VW mit auf die Reise genommen hatte. So lud er am folgenden Tag meine Frau und mich zu einer Autofahrt durch den tropischen Urwald ein. Wir fuhren durch die Stadt, vorbei an mehr oder weniger gut gebauten Holzhäusern, die alle eine DDT-Nr. hatten, also gegen Ungeziefer gespritzt waren, wobei die Nummer gleichzeitig als Hausnummer diente. Negerfrauen trugen ihre eingekauften Waren freihändig auf dem Kopf nach Hause, man sagt, daß sie dadurch ihre stolze, aufrechte Figur erhalten. Zahllose Kinder spielten auf der Straße, acht bis zwölf gehören in eine Familie, und alles schläft mit Hund und Katze und anderem Getier häufig in einem Raum! Wir verließen Buenaventura in Richtung Cali, das ihr auf der Atlaskarte finden werdet. Zu beiden Seiten der Straße sahen wir nun die vielfältige Pflanzenwelt des immergrünen tropischen Urwaldes. Tag für Tag, jahraus, jahrein immer das gleiche feuchtheiße Wetter verursacht das gleichzeitige Wachsen, Blühen, Reifen und Absterben der Pflanzen. Fast ständig ist der Himmel bedeckt, und nur selten dringt ein Sonnenstrahl durch. Fast jeden Tag prasseln am Nachmittag die Regen vom Himmel und vielerorts ist der Urwaldgrund sumpfig. Die Urwaldbewohner führen ein paradiesisches Leben: Sie leben buchstäblich von der Hand in den Mund. Der Urwald beschert ihnen jeden Tag seine Früchte, eine Vorratswirtschaft gibt es nicht und ist auch nicht nötig. Als Wohnung dient häufig ein einfaches Regendach aus Palmlättern, vornehmere Behausungen sind ringsum mit Brettern verschlagen, alle Hütten stehen auf Pfählen und sind damit gegen Wasser und Tiere geschützt.

Viel freundlicher begegneten uns die Schwarzen im Urwald als die Typen in Stadt und Hafen. Wir sprachen mit ihnen, boten Zigaretten an und willig ließen sie sich dann mit uns fotografieren. Barfüßig schleppte ein Neger schwere Hölzer aus dem Wald an den Straßenrand. Der Kapitän und ich versuchten einen aufzuheben, schätzungsweise 60—70 kg wogen die Klötze — ein Weißer könnte unter solch klimatischen Bedingungen diese Arbeit verrichten. Vorsichtig näherte sich unser Sohn Martin — er wollte doch die kleine Tropenexpedition gerne mitmachen und ließ auch tapfer die Strapazen über sich ergehen — dem schwarzen Mann. Er hatte die anfängliche Scheu überwunden. In Curaçao hatte er beim Anblick der vielen Schwarzen gefragt, wann wir denn mal wieder richtige Menschen sähen. Nun war er zutraulicher geworden, und wenn ihn ein freundliches Negergesicht anlachte, freute er sich.

Nach etwa dreistündiger Fahrt erreichten wir einen Fluß. Ein erfrischendes Bad



Die Redaktion bot der SMV des Mädchen- und der des Jungengymnasiums in jeder Nummer je eine halbe Seite zur eigenen Verfügung an. Die beiden Parlamente nahmen das Angebot an und werden künftig unter dem Titel „SMV“ von ihrer Arbeit, ihren Erfolgen und ihren Sorgen und Wünschen berichten.

Anfang 1959 wurde die Schülermitverantwortung (SMV) an unserer Schule ins Leben gerufen. Ein Schülerparlament wurde gewählt und eine Verfassung ausgearbeitet, die als Grundlage für die Parlamentsarbeit dienen sollte (siehe: Schwarz auf Weiß Nr. 1 Jahrgang 9). Wie immer und überall, wurden die Sitzungen zunächst überaus stark besucht. Später ließ dieser Andrang aber rapide nach. Die jeweils erschienenen Parlamentsmitglieder arbeiteten streng nach der Verfassung und erkannten bald — ihre Unzulänglichkeit in mehreren Punkten. So stand zum Beispiel in Kapitel I Absatz 8 der Verfassung: „Bei Beschlussfassungen müssen mindestens 25 Mitglieder anwesend sein!“ Oft waren jedoch nur 15 „Parlamentarier“ da . . . Daher beschloß man seinerzeit — ohne die Mindestgrenze von 25 erreicht zu haben — dieselbe aus der Verfassung zu streichen. Die noch zögernden Mitglieder hatten damals doch schnell zugestimmt, als ein Abgeordneter von einem Gegenparlament sprach, das sich anschickte die Mitglieder des offiziellen Parlaments abzuwerben und es so beschlußunfähig machen wollte. — Trotz wiederholter Mahnungen und Einladungen erschienen von Mal zu Mal weniger Parlamentsmitglieder. So begann sogar der maßgeblich an der Gründung der SMV beteiligte Schulsprecher in Verbindung mit dem Diskussionsleiter zu resignieren. Schon wollte man das Parlament auflösen und die Arbeit an einzelne Interessengruppen weitergeben, als der beratende Lehrer ein

Apell an die Vernunft der Parlamentarier richtete und vorschlug, der SMV neue belebende Impulse in Form einer Reorganisation zu geben. Daraufhin änderte der anwesende Teil der Mitglieder seine Verfassung dahingehend, daß sich das Parlament fortan aus den Klassensprechern aller Klassen und Interessenten zusammensetzen sollte . . . Das war kurz nur die Entwicklung des Schülerparlaments im Gründungsjahr. Dabei blieb natürlich unbeachtet, daß während dieser Sitzungen noch manches andere diskutiert wurde. So wurden auf Beschluß des Parlaments im gleichen Jahre die Film-AG und das Forum Politicum gegründet. Der Milch- und Kakaoverkauf wurden von der SMV übernommen und andere edle Ziele waren ins Auge gefaßt worden. Trotz oder wegen allem war die ganze Schülermitverantwortung gegen Ende des Jahres ziemlich erschöpft.

Im folgenden Jahr, also 1960, wurde wieder die erste SMV-Sitzung im neuen Jahr angekündigt und wie erwartet verhältnismäßig stark besucht. Die nähere Bestimmung dieser Sitzung hatte ihre Wirkung natürlich nicht verfehlt. Später zeigte sich wieder „mangelndes Interesse“ und man mußte erneut (erfolglos) mahnen. Die Reihen der Parlamentarier lichteteten sich von Mal zu Mal, Ab und zu war ein kleines Ansteigen der Teilnehmerzahl zu verzeichnen, im übrigen blieb es aber wie im Vorjahr. Die letzte Sitzung im Schuljahr 1960/1961 wurde sogar garnicht oder zu kurzfristig angekündigt, sodaß nur der Schulsprecher, sein Stellvertreter, der Diskussionsleiter und drei oder vier andere Parlamentsmitglieder anwesend waren. Während dieser „Gipfelkonferenz“ wurde der stellvertretende Schulsprecher von Bülzingslöwen zum Übergangsschulsprecher ernannt. Ihm wurde die Aufgabe zuteil, im Schuljahr 61/62 die Neuwahl eines Parlaments durchzuführen und die „erste SMV-Sitzung im neuen Jahr“ einzuberufen. Nachdem dies nun geschehen ist, könnte alles so weitergehen wie bisher und in einigen Jahren wird dann wieder geschrieben: Siehe 1959! Um das zu vermeiden, wurde die Entwicklung hier noch einmal aufgezeigt.

Wie stets am Anfang weht vorerst ein frischer Wind in der SMV! So setzt sich das Parlament doch wie in der Verfassung vorgeschrieben aus Vertretern der Klassen UIII bis OI zusammen. Das Parlament stützt sich wieder mehr auf die Verfassung, die allerdings ständig vervollkommen wird. Das Parlament be-

gann sofort mit seiner Arbeit und beschloß mehrere Neuheiten und Änderungen. So wird von jeder Sitzung ein Protokoll geführt, das mehrere Tage am SMV-Brett aushängt, damit sich möglichst viele von der tatsächlichen Parlamentsarbeit überzeugen. Für die, die von dem Recht, das Protokoll zu lesen, noch keinen Gebrauch gemacht haben, hier Auszüge aus den ersten beiden Sitzungen.

1. Sitzung am 25. 4.:
2. Herr Marquart wurde in seiner Funktion als beratender Lehrer des Schülerparlaments bestätigt,
3. Die Verfassung wurde dahingehend geändert, daß der Schulsprecher direkt von den Mitgliedern des Parlaments gewählt wird, da sie die gewählten Vertreter der Schüler sind.
4. Zum Schulsprecher wurde Kenkmann O Ib gewählt. Sein Stellvertreter ist Damman O Iia.
9. Es wurde vorgeschlagen, einen Jazzklub ins Leben zu rufen.
10. Paterok O Ib wurde zum Diskussionsleiter gewählt.
2. Sitzung am 9. 5.:
1. Nachdem die Durchführung des Pausendienstes auf den Fluren bereits erfolgreich angelaufen ist, soll nun auch im Tagesraum eine Aufsicht eingesetzt werden.
5. Der Vorschlag, einen Tanzabend zusammen mit dem Mädchengymnasium zu veranstalten, wurde erneut diskutiert und grundsätzlich angenommen.
6. Der vieldiskutierte Punkt „Mentoren“ wurde abermals vorgelegt. Damman O Iia hat sich bereit erklärt, probeweise die Funktion eines Mentors der Sexta a zu übernehmen. Eine Entscheidung soll erst getroffen werden, wenn er einen Erfahrungsbericht vorlegen kann.

Zum Schluß möchte ich also, wie man es stets zu tun pflegt, hoffen, daß die Entwicklung in diesem Jahr einen anderen Gang nimmt und daß die Arbeit des Parlaments durch rege Beteiligung an den Sitzungen und durch das Interesse der gesamten Schülerschaft unterstützt und gefördert wird. — pa —

Oh! Diese Teenager!

Unterwegs an jeder Ecke trifft man eine blonde Kecke, doch es gehört zu einem Paar dazu der Herr mit Igelhaar.

Die hautengen Hosen aus blauem Leinen mögen den Alten recht fraglich erscheinen. Manch greiser Herr fragt sich veronnen, wie man dort nur hineingekommen!

Die Mädchen dagegen finden es schön, wie eine Tonne auszusehn.

Bei jedem Schritt und jedem Trittwippen einige Reifröcke mit.

Das kleine Fräulein bemüht sich soeben, das kurze Röckchen noch höher zu heben. Es schmunzelt der Herr: Ei, sieh doch nur an, das Bein ist zwar dünn, doch ziemlich lang!

Dazu eine Dame schon recht betagt: „Das hätten wir damals doch nie gewagt!“ Was war die Antwort? Ihr könnt sie euch denken, ein Augenzwinkern, ein Händeschwenken. Und ein erstauntes Oh und Ah, ob es wohl damals anders war, als Großpapa mit Großmama? —

Bärbel Papke O II b

hätte gut getan, doch wagten wir nicht in das fremde gelbe Wasser zu steigen. Unmittelbar bis ans Wasser reichte die undurchdringliche Vegetation. Wer weiß, welche Tiere hier lebten, jedenfalls war es uns bei dem Gedanken an ein Bad nicht ganz wohl und so verzichteten wir darauf. Statt dessen erstanden wir eine Flasche Coca Cola in einem kleinen Urwaldorf in der Nähe des Flusses . . . mit Coca Cola bis ans Ende der Welt . . . Dann ging die Fahrt zurück über eine entsetzlich rumpelige „Straße“. In Buenaventura machten wir noch einen Besuch bei einer deutschen Familie, die mit unserem Kapitän bekannt war. Sie bewohnte einen neuen, geräumigen Bungalow, sehr geschmackvoll eingerichtet mit modernsten Möbeln, ein komfortabler europäischer Haushalt in dem sonst so trostlosen Buenaventura, welch ein Kontrast! Überhaupt ist hier der Gegensatz zwischen Arm und Reich unvorstellbar. Allerdings muß man gestehen, daß ein

Europäer hier nur leben kann, wenn ihm wenigstens innerhalb seiner vier Wände jeglicher Komfort geboten wird. An Personal braucht man das dreifache wie in Europa, da alle eben nur sehr wenig leisten: eine Küchenhilfe, ein Dienstmädchen, einen Gärtner, und evtl. ein oder mehrere Kindermädchen.

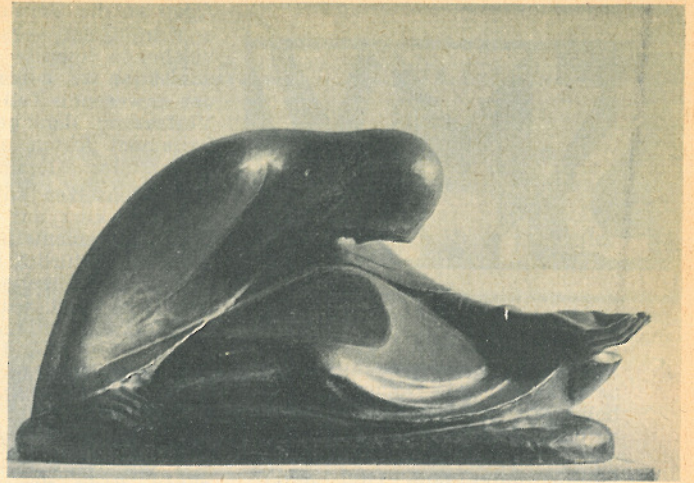
Drei Tage lag die „Bärenstein“ im Hafen von Buenaventura. Dann waren wir froh, als wir wieder draußen auf See waren und unseren durchgeschwitzten Corpus unter der Seewasserdusche abkühlen konnten.

Franz-Josef Harling

Studienrat Harling ist mit seiner Familie inzwischen wohlbehalten in Valparaiso eingetroffen und hat seinen Dienst am dortigen „colegio alemán“ aufgenommen. Wir wünschen ihm und seiner Familie viel Freude — und hoffen auf weitere Berichte für unsere Zeitung — red —

Die Bettlerin

Eine Plastik von Ernst Barlach



Ohne auf irgend eine Weise Barlach als Schöpfer dieser Plastik zu würdigen oder etwa seinen Weg als Künstler zu verfolgen, möchte ich dieses Werk rein vom Visuellen her deuten, von dem Eindruck her, den es auf mich macht.

Um eine wichtige Frage vorwegzunehmen: Was ist im eigentlichen Sinne Kunst? Die Kunst sucht das Wesen, den innersten Kern der Wirklichkeit darzustellen, indem sie sich von der sinnlich wahrnehmbaren Wiedergabe des Scheins entfernt. Sie stellt zwar Einzelbilder heraus, die aber zugleich Symbol sind für die Vielzahl der Objekte gleicher Gattung, oder genauer: für das Wesen des Objektes.

Auf diese Plastik angewandt heißt das: Die Bettlerin vertritt als Einzelbild die ganze Gruppe der Menschen ihrer sozialen Schicht. Sie verkörpert das Betteln an sich als Form einer Tätigkeit, ja, das Betteln selbst hat Gestalt angenommen, ist gesammelt in einer großen Geste. Selbst das frühere Verhältnis von Objekt und Form, nämlich, daß die Form im Dienste des Objekts, in diesem Falle des Kunstwerkes, steht, ist umgekehrt. Das Objekt wird zum Diener der Form.

Das bestimmende Element dieser Plastik ist die Haltung der Frau. Zwei große Linien fallen ins Auge, die Biegung des Rückens und als Gegenbewegung die des Armes und der Hand. Das Gebeugtsein zur Erde drückt die Hoffnungslosigkeit, Verlorenheit, Ergebenheit und vielleicht auch Scham aus. Diese Frau hat vor den Menschen ihr „Gesicht verloren“, wie die Chinesen es nennen. Das Gesicht, das gewöhnlich am deutlichsten das Wesen eines Menschen offenbart, verliert hier vollkommen seine Bedeutung. In der ganzen Gestalt ist kein Kampfgeist mehr, sondern nur noch Müdigkeit, eine Ermattung, die nicht physischer Natur ist, sondern die von dem ganzen Wesen Besitz ergriffen hat. Die Frau lebt nicht mehr, sie vegetiert nur noch dahin. Das einzige, was der Welt zugewandt ist, ist die Hand, die im Gegensatz zu der übrigen Gestalt nicht in der Form zerfließt, sondern die klar ausgeführt ist. Sie ist das einzige, was von dieser Frau wirklich existiert, ja, existieren muß, da in ihr sich das sammeln soll, was den in der menschlichen Gesellschaft nur noch schemenhaft sich bewegenden Menschen am Leben erhält.

Seltsam mutet es an, wie die Kleidung zum Gesamteindruck beiträgt. Zum einen bedeutet Kleidung Schutz, Wärme, sie schenkt ein gewisses Gefühl der Geborgenheit. Zum anderen aber zeigt sie auch die Verschmolzenheit des Menschen

mit seiner Kleidung zu einer Einheit. Diese Einheit zeigt sich hier umso stärker, indem auch das Gewand völlig der Form unterworfen ist. Es hat vollkommen teil an der fließenden Bewegung des Körpers.

Diese Weichheit der Linien bringt die stille Ergebung, die Resignation zum

Ausdruck. Hätte diese Plastik es sich zur Aufgabe gestellt, Verzweiflung zu verkörpern, so besäße sie nicht diese traurige Ermattung, sondern sie fände ihren Ausdruck in wilden, eckigen Linien.

In dieser Form verdammt sie nicht, härdert sie nicht, sondern sie ist ein Mahnmal.
— hu —

Was uns gefallen hat . . .

Als wir bei einer Schülerzeitungssitzung nach der Vollendung der vorigen Nummer im „Bergischen Hof“ zusammensaßen, öffnete sich unerwartet die Tür und zwei Herren traten ein, die sich uns als Herr Stadtdirektor Vogelsang und Herr Sparkassendirektor Hefendehl vorstellten. Sie hatten bei einer Sparkassensitzung, die zur gleichen Zeit in einem Nebenraum abgehalten wurde, gehört, daß die von ihnen geschätzte Schülerzeitung „Schwarz auf Weiß“ tagte und wollten sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einen Toast auf sie auszubringen und der Redaktion gleichzeitig im Na-

men der Städtischen Sparkasse einige Flaschen Wein zu kredenzen. Gleichzeitig wünschten sie uns eine erfolgreiche Arbeit in den nächsten Jahren. Das hochherzige Anerbieten wurde dankend angenommen, und hiermit möchte ich noch einmal die Gelegenheit ergreifen, beiden Herren unseren Dank auszusprechen, zugleich aber ihr löbliches Verhalten der Öffentlichkeit zur Nachahmung empfehlen.

In Zukunft werden wir regelmäßig die Termine für die Redaktionssitzungen in der Tagespresse bekanntgeben.

— hsm —

An die Ehemaligen!

Es ist recht schwer für den Vorstand des Vereins der Ehemaligen und für die Redaktion von „Schwarz auf Weiß“, die Adressenliste des Vereins auf dem neuesten Stand zu halten. Nach dem Versand jeder neuen Ausgabe kommen einige Exemplare als unzustellbar zurück. Es wäre sehr schön, wenn uns die Bezieher der Schülerzeitung in unserem Bemühen unterstützen würden, daß alle Vereinsmitglieder ihre Zeitung auch bekommen. Herzlichen Dank denen, die uns durch ihre Hinweise schon geholfen haben oder uns behilflich sein werden!

Wer ist in der Lage, uns die neuen Adressen folgender Mitglieder mitzuteilen?

Hans Duleyhausen
(bisher Bergneustadt)

Dr. Fritz Koester
(Neumünster/Holstein)

Helmut Klüppelberg
(Köln, Volksgartenstraße)

Frau Dorothea Lohse
(Aachen, Weberstraße 16)

Hermann Quabusch
(Bredenbruch)

Martin Röttger
(Altena/Westf., Kirchstraße 9)

Friedhelm Schulz
(Gummersbach)

Arno Welker
(Gelsenkirchen-Buer, Am Spinnenweg 9)

UNTER STUFE

Sine Ballettstunde

Sicher hast Du schon einmal eine Ballett-aufführung gesehen. Zierliche Gestalten schweben aus dem Dunkel in die Mitte der Bühne, und der Scheinwerfer strahlt wippende Röckchen an. Wie leicht, wie mühelos sieht das aus! Aber hast Du auch schon einmal daran gedacht, wieviel Zeit und anstrengende Arbeit in einer solchen Aufführung stecken? Jede Woche müssen mindestens zwei Stunden dafür geopfert werden. Und glaube nicht, daß in diesen Stunden nur Spitze getanzt wird in duftigen Röckchen! Sieh doch einmal zu bei einer solchen Übungsstunde!

In langen dunklen Trikots oder kleinen Pumphöschen stehen die Mädchen an einer Ballettstange, die rings um den großen Übungsraum verläuft. Und dann geht es los. Es ist eigentlich gar nicht sehr lustig, und man darf keineswegs tanzen, was man möchte. „Positionen“ werden geübt. Was das ist? Nun, der Ballett-Tanz setzt sich aus einer Fülle von exakten Bewegungen zusammen, die einzeln zu üben sind und erst im Ablauf, im Fluß zu dem werden, was wir als Vollendung zu sehen gewohnt sind. Was für Arbeit macht nur eine einzige Drehung! Wie oft purzelt man um und sucht Halt an der Stange.

Immer wieder wird dieselbe Sache geübt, dann die nächste auch wieder eine Zeit lang. Und zu allem ertönen Kommandos. In Französisch, denn die Sprache des Balletts ist französisch. Unermüdlich heben die jungen Tänzerinnen mal das eine, mal das andere Bein und lassen es von der Lehrerin hinaufdrücken, so sehr, daß es richtig weh tut. Es ist ein strenges Training, und es kommt auch vor, daß es Tränen gibt, nicht nur, weil eine Übung einfach nicht gelingen will. Die Füße tun nach einer Stunde oft schrecklich weh, manchmal bluten sie sogar. Und am nächsten Tag gibt es dann häufig noch Muskelkater. Du darfst mir also ruhig glauben, einfach ist es nicht, tanzen zu lernen! — sk —

Wie können wir den Überfall verhindern?

Bei der Stahlfirma Hämmerle in Augsburg wurde in den vergangenen zwei Monaten dreimal ein Raubüberfall auf den von der Bankfiliale kommenden Geldtransport mit den Arbeiterlöhnen in der Nähe des kleinen Wäldchens an der Ausfahrt der Stadt verübt.

Nun soll im nächsten Monat die Barzahlung abgeschafft und der Lohn auf die Konten der Arbeiter überwiesen werden. Bis dahin sind aber noch zwei Transporte nötig. Darum kommen Betriebsinhaber Hämmerle und einige andere wichtige Persönlichkeiten eines Nachmittags zu einer Betriebskonferenz zusammen. Da wenige bewaffnete Männer den Transport nicht zu schützen vermochten, wie es sich erwiesen hatte, eine größere An-



Heinrich Greb

Am 19. Juni 1961 verstarb unerwartet unser lieber Mitschüler Heinrich Greb im blühenden Alter von 14 Jahren. Er verschied an den tödlichen Folgen einer Operation, und die Nachricht von seinem Tode hinterläßt in uns Bestürzung und Trauer. Seine Freunde aus der VIII b kannten ihn als angenehmen, fröhlichen Kameraden und betrauern seinen Tod als einen persönlichen Verlust. Zuverlässigkeit, Lerneifer und Fleiß errangen ihm die Achtung und Liebe seiner Lehrer. Sein Andenken wird bei allen, die ihn kannten, Schülern und Lehrern, weiterleben.

Im Namen der Schule
Dr. Meyer
Oberstudiendirektor

Im Namen der VIII b
Weiler
Studienrat
Bickenbach
Studienrat

zahl aber nicht vorhanden war, mußte ein Ausweg gefunden werden.

Man beriet hin und her, bis plötzlich der dicke Herr Brummbaß aufsprang und aus dem Fenster guckte. Unten rappelte gerade ein alter Taunus vorüber. Herr Brummbaß mummelte: „Die Autonummer XX-728, XX-728, ich habe es, Leute, ich habe es.“ —

Ein paar Tage später ratterte ein klappriger Ford Taunus, Kennzeichen XX-728, die schmale Gasse zum Bankgebäude hinunter. An seinem Steuer saß ein ärmlich gekleideter Mann mit einer Nickelbrille auf der Nase. Nur wer genau hinsah, konnte unter der Brille die scharfen Augen von Herrn Brummbaß erkennen. Aber wer achtet schon auf einen Mann, der in einer solchen „Klapperkiste“ herumfährt!?

Vor der Bankfiliale hielt er an. Er stieg aus und humpelte mit einem kleinen

Koffer in der Hand die Stufen zum Hauptportal hinauf. Wenige Minuten später trat er wieder hinaus. Plötzlich trat ein junger Mann auf ihn zu, Herr Brummbaß zuckte zusammen. Er kannte diesen Mann genau. Woher? Er war an den Raubüberfällen beteiligt gewesen. „Wenn er nur nichts merkt“, dachte er, „wenn er nur nichts merkt!“ Aber er beruhigte sich sofort wieder, da er sah, daß der Kerl nicht die leiseste Ahnung hatte.

„Gehört Ihnen die »Karre« da unten“, grinste der Mann. „Die haben Sie wohl vom Autofriedhof aufgelesen, was?“ — „Nun, unsereins kann sich eben nicht mehr leisten“, antwortete Herr Brummbaß, stieg ein, trat auf den Anlasser und ratterte mit seiner »Karre« die Gasse wieder hinauf. Schon war er um die nächste Ecke verschwunden.

Harald Medgenberg VIII a

3 Monate als Austauschschülerin in England

Im vergangenen Jahr verlebte ich drei Monate als Austauschschülerin in England, und zwar in Maidstone, der Hauptstadt der Grafschaft Kent. Dort wohnte ich von Ende April bis Ende Juli bei einer Familie Horton, die zwei Töchter ungefähr in meinem Alter hat. Ich besuchte mit Anne und Shirley zusammen die „Grammar School for Girls“, das Mädchengymnasium, in Maidstone. In England ist zwar manches ein wenig anders als in Deutschland, z. B. fahren die Autos auf der linken Straßenseite, aber die größte Umstellung bedeutete für mich die Schule. Ich war an einem Freitagabend in Maidstone angekommen und gleich mit einer Tasse Tee empfangen worden. Weil aber der Sonnabend überall in England schulfrei ist, brauchte ich erst am Montag zur Schule zu gehen.

Morgens zogen meine beiden Freundinnen ihre Schuluniform an. Alle Schüler in England müssen Uniformen tragen, allerdings haben die einzelnen Schulen verschiedene Farben. Die Uniform dieser Mädchenschule ist zum größten Teil braun. Sie besteht aus braunen Schuhen, brau-

nem Rock und Schlips, brauner Jacke oder Mantel und einer braunen Baskenmütze. Nur Bluse und Söckchen sind hellbeige. Die Baskenmütze muß auf dem Schulweg immer getragen werden. Es ist nicht erlaubt, ohne Strümpfe in der Schule zu erscheinen. Im Sommer ist die Uniform nicht so dunkel. Dann tragen die Mädchen blau-, grün-, oder gelbweiß gestreifte Sommerkleider.

Die Uniform des Jungengymnasiums ist dunkelblau. Die kleineren Schüler tragen noch kurze graue Hosen (die aber fast bis zu den Knien reichen), und blaue Kniestrümpfe. Dazu tragen alle bis zur letzten Klasse blaue Kappen. Die Schule ist ein großer Gebäudekomplex und von wunderbaren Anlagen umgeben. Auch eine große Rasenfläche fehlt nicht.

Die Schule hat fünf oder sechs besondere Garderobenräume, und jeder Schüler besitzt dort einen Kleiderhaken und ein Kästchen für die Schuhe. In der Schule werden nämlich die Schuhe gewechselt — man zieht solche an, die ausschließlich in der Schule getragen werden. Das ist bei schlechtem Wetter sehr praktisch für die

Astrokommischer Unsinn

Früher, als die Welt noch „klassisch“ oder „antik“ war, meinte man, die Sonne drehe sich um die Erde. Dabei durchlief sie dann verschiedene Sterngruppen, die der Mensch schon lange als Sternbilder erkannt und benannt hatte. Als der Mensch sah, daß die Sonne im Laufe eines Jahres 12 Sternbilder durchlief, machte er eine Wissenschaft aus dieser Tatsache: die Astrologie entstand. Sie hielt sich trotz Galilei und Kopernikus bis heute und wird, in Horoskopen von Zeitschriften und Büchern verbreitet, so schnell nicht auszurotten sein. Dabei ist es doch eine Vermessenheit, aus der Stellung der Sterne und dem scheinbaren Lauf der Sonne, das Schicksal eines einzelnen Menschen abzuleiten.

Trotzdem möchte auch ich euch ein Horoskop vorlegen. Entscheidet selbst, ob die in den Zeitungen oder Jahrbüchern wirklich mehr Wahrheit enthalten.

Widder: (21. 3. — 20. 4.)

Schon wieder haben Sie Gelegenheit, den widerlichen Elementen Ihrer Umgebung mit Ihrer widerhaften Gleichmütigkeit zu widerstehen. Erwidern Sie also keinem, der nicht wie Sie Widder ist, Besonders Schützen oder Schützinnen sind zu meiden, da diese wesentlich zum Aussterben der Widder beigetragen haben.

Stier: (21. 4. — 21. 5.)

Auch als Stier sollten Sie nicht so herumstieren, sondern öfter etwas auf Ihre Hörner nehmen. Sonst bekommen Sie bestimmt einen Stiernacken. Es ist an der Zeit, Ihren Morgenkaffee mit Eis zu trinken. Nur so vermeiden Sie einen Plattfuß. Ihr Glückstag ist der Sonntag: Dann haben Sie keine Schule.

Zwillinge: (22. 5. — 21. 6.)

Sind Sie wirklich Zwilling? Dann achten Sie auf Ihre Fingernägel. Vermeiden Sie jeden Zwiespalt mit Ihrem inneren Wesen, denn zwiespältige Zwillinge darf es doch nicht geben. Rechnen Sie sich aus, wieviel Minuten Sie schon in der Schule verbracht haben, und Sie sehen, wieviel Sie gelernt haben.

Krebs: (22. 6. — 22. 7.)

Sie sind zwar Krebs, brauchen aber dennoch keine Krebskrankheit zu haben. Schützen Sie sich trotzdem durch den nächstbesten Schützen. Weisen Sie jeden Stuhl zurück und setzen Sie sich immer auf den Boden. So vermeiden Sie ein Herabfallen.

Löwe: (23. 7. — 22. 8.)

In meinem Lexikon steht: „Löwe“ katzenartiges Raubtier, Viehräuber, greift Menschen nur sehr selten an. Seien Sie also Löwe (und Sie bleiben es). Ihre Lieblingsblume ist entweder das Löwenmaul oder der Löwenzahn, je nachdem welche Hutweite Sie haben. Wählen Sie also zwischen beiden, Ihr Schicksal könnte davon abhängen.

Jungfrau: (23. 8. — 22. 9.)

Meiden Sie Leute, die auf der rechten Seite nur einen Arm haben. Nur normale Menschen können Ihnen noch beistehen. Geben Sie nur soviel Geld aus, als Sie besitzen. Ihre Haare werden in naher Zukunft um einiges länger werden. Hüten Sie sich davor! Behalten Sie klaren Verstand, auch wenn Sie an einem Bierdeckel gerochen haben.

Waage: (23. 9. — 23. 10.)

Wagen Sie niemals zuviel. Es könnte verwegen aussehen. Wiegen Sie sich nur

Putzfrauen, denn der Boden wird dann nicht beschmutzt. Ich wechselte meine Schuhe nicht, und später zog ich auch keine Strümpfe mehr an.

In der ersten Woche ging ich mit Anne, der ältesten Tochter meiner Familie, zusammen in eine Klasse. Bald merkte ich aber, daß ich dem Unterricht kaum folgen konnte. Die Lehrerinnen bemerkten es auch. Deshalb ging ich später mit Shirley, die ein Jahr jünger ist, in die Klasse, die etwa unserer Ull entspricht. In jeder Klasse sind etwa 30 Mädchen. Jedes besitzt ein eigenes Pult. Diese Pulte haben aufklappbare Deckel, die als Schreibfläche dienen, und sind bis zum Rand mit Büchern und Heften gefüllt. Die Bücher und Hefte bleiben immer in der Schule. Nur das, was man für die Hausaufgaben braucht, nimmt man mit. Auch ich erhielt ein solches Pult, das sich bald mit Büchern füllte. Jede Lehrerin brachte mir das mit, was ich für ihre Unterrichtsstunden brauchte. Nicht nur mir erging es so, sondern an alle 700 Schülerinnen wurden die Schulbücher zu Beginn eines Tertials ausgeteilt. Am Ende des Tertials wurden sie wieder eingesammelt. Auch Hefte und Schreibpapier wurden in der Schule ausgegeben, so daß man sich also nur sein Schreibzeug selbst zu kaufen braucht.

Der Schulalltag verläuft ganz anders als bei uns. Morgens fängt die Schule um 9 Uhr an. Dann erscheint die Klassenlehrerin. Alle stehen auf und begrüßen sie. Daraufhin beginnt sie, die „Häupter ihrer Lieben“ zu zählen, d. h. sie ruft jedes Mädchen bei Namen. Die ganze Klasse ist nummeriert. Die erste im Alphabet hat die Nummer 1, daran schließen sich die anderen an. Jede Schülerin antwortet nun der Lehrerin mit ihrer Nummer. Ich erhielt die Nummer 29. Nach dieser Registrierung ertönt eine große Glocke, und schlagartig verstummt jedes Geschwätz. Alle nehmen ihre Gesangbücher zur Hand und stellen sich schweigend hintereinander auf. Die Lehrerin gibt das Zeichen zum Abmarsch, und dann versammeln sich sämtliche Schülerinnen und Lehrerinnen in der großen Halle. Sie erfüllt den gleichen Zweck wie unsere Aula, allerdings stehen die Stühle draußen auf den Gängen und werden nur bei besonders festlichen Anlässen hereingeholt, deshalb setzt sich die ganze Schülerschar möglichst lautlos auf den Fußboden — nur die Lehrerinnen sitzen an den Seiten auf Stühlen. Dann betritt die Direktorin die Halle, und alle erheben sich, um sie zu begrüßen. Nun setzt man sich wieder, und die Direktorin hält eine Andacht von 20 Minuten Dauer. Dabei werden einige Choräle gesungen. Einmal sangen wir einen nach der Melodie unseres Deutschlandliedes, aber auch sonst kamen mir viele Melodien und Texte bekannt vor.

Wenn die Andacht beendet ist, verkündet die Direktorin noch Bekanntmachungen. Danach marschieren alle unter den Klängen eines Marsches, der vorne auf dem Flügel gespielt wird, wieder hinaus. Um 9.30 Uhr beginnt dann der Unterricht. Eine Schulstunde dauert 40 Minuten. Nach der 2. Stunde ist eine Pause, in der an alle Schülerinnen kostenlos Milch ausgeteilt wird. Es ist Pflicht, sie zu trinken. Wenn jemand nicht will, müssen die Eltern eine Bescheinigung darüber an die Direktorin senden. Morgens sind vier Unterrichtsstunden, die bis um 12.30 Uhr dauern. Bis um 1 Uhr ist Mittagspause. In dieser Zeit darf man sich mit allem außer Hausaufgaben beschäftigen. Die meisten spielen Tennis oder handarbeiten. Um 1 Uhr gibt es Mittagessen in der Kantine, und ungefähr um 2 Uhr nachmittags beginnt der Unterricht wieder.

Zu Anfang erscheint die Klassenlehrerin erneut, um alle zu registrieren. Es ist zwar nie jemand inzwischen abhanden gekommen, aber Ordnung muß ja sein. Nachmittags ist bis um 4 Uhr Unterricht. Immer haben alle diese sieben Schulstunden am Tag. Es kommt nie vor, daß eine Klasse eher nach Hause gehen darf. Wenn eine Lehrerin fehlt, ist sofort Vertretung da.

Im Mädchengymnasium in Maidstone gibt es nur weibliche Lehrkräfte. Der einzige Mann ist der Hausmeister.

Als ich einige Wochen zur Schule gegangen war und mich eingelebt hatte, konnte ich dem Unterricht ziemlich folgen. Mit der Verständigung hatte ich kaum Schwierigkeiten, weil jeder sich zu Anfang bemühte, langsam und deutlich zu sprechen. Ich hatte ungefähr die gleichen Fächer wie hier. In Englisch las die Klasse Dramen von Shakespeare. In Französisch las ich seltsamerweise die gleiche Lektüre wie meine Klasse in Gummersbach zur gleichen Zeit. Auch am Deutschunterricht nahm ich in verschiedenen Klassen teil. Das war manchmal sehr lustig für mich, denn einige lernten erst seit einem Jahr Deutsch. Ich las in diesen Stunden meistens aus den Lehrbüchern vor oder erklärte Vokabeln.

In Erdkunde und Geschichte diktierten die Lehrerinnen sog. Notizen über das, was durchgenommen wurde. (Eine gute Übung für mich!) Die Physik- und Chemiestunden waren sehr interessant, denn wir machten viele Versuche. Auch solche mit Säuren und ätzenden Stoffen durften wir selbst durchführen. Dabei zogen wir grüne Leinenkittel an, um unsere Kleidung zu schützen. Eine Klasse stellte in Chemie einmal Kaugummi her. Die Masse war allerdings graugrün, und ich fand, daß sie nicht besonders appetitlich aussah. In Mathematik hatte ich die meisten Schwierigkeiten, weil die Mädchen schon viel weiter waren und ich deshalb selten etwas verstand. Ich fand es jedoch sehr schön und praktisch, daß die Lehrerinnen alle geometrischen Beweise machten und die Schülerinnen es bloß einzusehen hatten. In Musik sangen wir Lieder oder hörten uns Schallplatten an. Auch Zeichen hatten wir einmal in der Woche. Da ging es ungefähr so zu wie bei uns. Einige Male in der Woche hatte ich auch sog. „P. S.“-Stunden. Damit sind nicht etwa Pferdestärken gemeint, sondern private Studien. In diesen Stunden beschäftigte ich mich mit englischer Literatur, die mir eine Lehrerin gab, oder machte Hausaufgaben. Zu diesem Zweck ging ich in die große Bücherei der Schule, die viele tausend Bände enthält. In der Bücherei sind oft Mädchen, die arbeiten oder lesen. Es herrscht absolutes Redeverbot. Niemand spricht, was bei uns unmöglich wäre.

Dem Sport wird an englischen Schulen, ja überhaupt in England, viel mehr Zeit gewidmet als bei uns. Wir spielten z. B. viermal in der Woche Tennis. In England spielt fast jedes Mädchen Tennis. Die Schule, die ich besuchte, hat etwa 15 Tennisplätze. Frau Horton lieb mir einen Tennisschläger. Zuerst stellte ich mich ziemlich ungeschickt dabei an, aber später ging es besser. Auch beim Sport trugen die Mädchen eine Uniform: braune Röckchen und blaue Blusen. Wenn sie außerhalb der Schule spielten, trugen sie natürlich weiße Tenniskleidung. Die kleineren Schüler spielen viele „rounders“, eine Art Schlagball. Der Nationalsport für die Engländer ist ja das Cricket. Ein solches Spiel zieht sich über lange Stunden hin, manchmal trägt man es auch an mehreren Tagen aus. In Maidstone fanden z. B. in einer Cricketwoche zwei

Spiele statt. Manchmal turnten wir auch in der Gymnastikhalle. Dort waren fast die gleichen Geräte wie bei uns.

Einmal in der Woche stand auch das Tanzen auf dem Stundenplan. Dort lernte ich in der Hauptsache schottische Volkstänze, aber auch Gesellschaftstänze. Mit den Hausaufgaben wird an englischen Schulen anders verfahren als bei uns. An jedem Tag werden Aufgaben in bestimmten Fächern gegeben, für die man zusammen 2½ Stunden aufwenden soll. Es ist nicht wie bei uns, daß man an einem Tag sehr viel und am nächsten fast nichts aufbekommt. Man macht die Aufgaben noch am gleichen Tag, an dem sie aufgegeben wurden. Am nächsten Morgen werden die Hefte eingesammelt und der Lehrerin gegeben, die sie korrigiert und zensiert. Die beste Zensur ist 10, d. h. man kann im Höchstfall 10 Punkte für eine Arbeit bekommen. Für Hausaufgaben gibt es meistens 8—9 Punkte.

In jeder englischen Schule sind die Schüler in sog. Häuser eingeteilt, und zwar so, daß zu jedem Haus Mädchen aus allen Klassen gehören. Die Häuser sind nach verschiedenen Volksstämmen benannt, von denen die Engländer abstammen. Es gibt Dänen, Normannen, Sachsen, Römer und Wikinger. Ich gehörte keinem Haus an. Die einzelnen Häuser stehen in dauerndem Wettkampf miteinander. Jedes Mitglied bemüht sich, Punkte für sein Haus zu sammeln. Es gibt Punkte für sportliche Erfolge, für gute Zensuren und auch für Pünktlichkeit. Wer morgens zu spät kommt, verliert zwei Hauspunkte und schämt sich natürlich. Es ist daher auch sehr selten, daß jemand sich verschläft. Der Vorstand eines Hauses ist ein Hauskapitän. Das Haus, das am Ende des Tertials die meisten Punkte gesammelt hat, erhält eine Ehren- tafel. Durch dieses Haus-System erziehen sich die Mädchen selbst zur Disziplin. Es fiel mir auf, daß die Disziplin überhaupt viel besser ist als bei uns. Niemand schwätzt in der Stunde oder paßt nicht auf. Auch schielt niemand auf das Heft der Nachbarin. Das wird schon allein dadurch erschwert, daß jede an einem Tisch für sich sitzt. Man macht seine Arbeit so gut es eben geht, und wenn es eben

nicht geht, sagt man es der Lehrerin, die dann nach der Schule hilft. Morgens zur Andacht gehen alle schweigend, andernfalls ist sofort eine Lehrerin mit drohend erhobenen Finger zur Stelle. Wenn eine Lehrerin etwas sagt, widerspricht keiner, und niemand wagt, seine eigene Ansicht zu äußern. Dafür sind besondere Diskussionsstunden vorbehalten, in denen sich dann die Lehrerin jeglichen Kommentars enthält. (So habe ich es wenigstens erlebt.) Der Unterricht wird meiner Ansicht nach etwas einseitig gestaltet, weil fast nur die Lehrerin zu Wort kommt, und die Schülerinnen kaum Fragen stellen.

Zwischen Schülern und Lehrern besteht bei uns ein anderes Verhältnis. Englische Lehrer haben sehr viel Autorität, und als Schüler fühlt man sich klein neben ihnen. Sie sind Respektspersonen, und man kann zu ihnen kaum in ein etwas vertrauliches Verhältnis gelangen. Vielleicht liegt es an der Zurückhaltung der Engländer.

Zweimal im Jahr macht die ganze Schule schriftliche Prüfungen in allen Fächern. Dabei bekommt man gedruckte Zettel, auf denen das steht, was man in den 2 oder 2½ Std., die für jedes Examen angesetzt sind, zu tun hat. In dieser Examen-woche hat man sonst keinen Unterricht. In der übrigen Zeit werden keine Klassenarbeiten geschrieben, höchstens einmal ein französisches Diktat. Um ein solches Examen zu bestehen, muß man mindestens 45 Punkte erreichen. Bei 70 Punkten und darüber erhält man zwei Hauspunkte. Auch ich schrieb ein paar solcher Arbeiten. Nach den Ergebnissen der Prüfungen werden die Zeugnisse geschrieben.

Es ist Sitte an dieser Schule, daß die Lehrerinnen am Ende eines Tertials kleine Geschenke und riesige Blumensträuße von ihren Klassen erhalten. Bei dieser Gelegenheit entschuldigt sich die Klassen- sprecherin, daß die Klasse im vergangenen Tertial der Lehrerin das Leben schwer gemacht hat.

Am letzten Schultag schenkte mir meine Klasse einen wunderbaren Bildband über Großbritannien, und am nächsten Tag verließ ich dann England wieder, wo ich viele schöne Erlebnisse gehabt hatte.

Christa Streppel (OII b)

Lob denen, die unentwegt zum Fenster hinausschauen!

Es war vor ein paar Wochen. Wir vertieften wie gewöhnlich unser Wissen, als einer meinte, er wisse für heute genug und — entschlossen die Nüstern blä- hend — seine Blicke gen Himmel wandte. Unterwegs wurde er jedoch durch Herrn Rose (das ist unser Hausmeister) aufgehalten, da dieser hoch auf des Daches Zinnen aus einer Luke aufgeregt um- herspähte. Der Beobachter versuchte mit größter Anstrengung herauszufinden, was Herr Rose zu diesem Tun bewegen haben könnte. Er kam dann zu der Überzeugung, daß der Hausmeister mit seinem Jüngsten dort oben Indianer spiele. Wie enttäuscht war er jedoch, als das vermeintliche „Adlerauge“ ihn entdeckte und ihm durch Zeichen zu verstehen gab, daß es gefangen sei, da die Falltür zum Speicher zugefallen war. Nach ein paar Minuten, während denen Hilfe in Form eines Nachschlüssels geholt wurde, konnte er dann sein Gefängnis verlassen . . .

Was wäre nun geschehen, wenn dieser Retter wie vorgesehen und gewünscht ins Buch geschaut hätte? Wahrscheinlich hätte Herr Rose von Hunger und Durst gepeinigt einen Dachziegel gelöst, hätte eine Botschaft darauf gemalt und dann

den Ziegel in hohem Bogen auf den Hof geworfen. Dieser Wurf hätte dann bestimmt eine Reaktion ausgelöst — aber kaum die, die er sich damit erhofft hätte. Morgens wird nämlich auf unserem Hof viel kunstvoll gebogenes und bunt bemaltes Blech abgestellt. Vielleicht wäre sogar die „Staatskarosse“, auf die doch alle so stolz sind, lädiert worden. Drum Dank und Lob diesem Beobachter, und allen denen, die sich über jegliche Ge- und Verbote hinwegsetzen und während des Unterrichts zum Fenster hinaus- blicken.

— pa —

Der Schachklub gibt bekannt!

Im letzten Turnier wurden Sieger in Gruppe I: Karl-Heinz Rühl (O Ib), Gruppe II: Hans Ulrich Lindenberg (O Ib), Gruppe III: Peter Petschat (IV).

Leider konnte dieses Turnier infolge von Krankheitsfällen nicht voll ausgespielt werden. Obwohl das neue Turnier bereits begonnen hat, können sich noch immer Schachspieler oder solche, die es erst werden wollen, bei mir melden. Sie können auf Wunsch sofort am Spielge- schehen teilnehmen. Ich bin außerdem gerne bereit, jedem Mitschüler, der ernsthaft sich bemüht das „Königliche Spiel“ zu erlernen, das nötige Grundwissen mit- zuteilen.

— pa —

dann, wenn sie lange geschlafen haben und es etwas kostet. Die Waagschale Ihres Schicksals neigt sich auch für Sie. Besonders wenn Sie viel gegessen haben. Vermeiden Sie es also. Ihr Glückstier ist eine mindestens 5 Jahre alte Fliege. Suchen Sie eine!

Skorpion: (24. 10. — 22. 11.)

Bleiben Sie weiter so wie jetzt, und es wird sich nichts ändern. Eine Ratte in Ihrer Schultasche wird den Unterricht sehr beleben. Da der Skorpion zu den Spinnentieren gehört, sollten Sie sich vor den (und dem) Spinnen hüten. Ein plötzlich auftretendes Gewitter wird auch Sie durchnässen. Versilbern Sie Ihre Goldzähne nur beim Schuhmacher. Nur dann kann Ihr Glück beständig sein.

Schütze: (23. 11. — 21. 12.)

Schützen Sie sich vor fallenden Regentropfen, Sie könnten naß werden. Auch wenn Sie Schütze sind, vermeiden Sie es, Böcke zu schießen. Sie werden bestimmt in zwei Wochen im Lotto gewinnen, wenn Sie richtig spielen. Ebenso gewiß werden Sie im nächsten Jahr 26 Freitage erleben. Nutzen Sie sie aus, Ihre Glückspflanze sind die Ausschuße der Kugelkaktsee.

Steinbock: (22. 12. — 20. 1.)

Ihnen fällt das Springen bestimmt sehr leicht. Überspringen Sie also jedes Hindernis, sei es in der Schule oder zu Hause, aber bitte ohne zu bocken oder an einen Stein zu stoßen. Ziehen Sie auch immer die Schuhe aus, bevor Sie zu Bett gehen. Nur so können Sie kalte Füße bekommen. Ihr Glücksstein, lieber Steinbock, ist der Lapis Offensionis (zu Deutsch: Stein des Anstoßes).

Wassermann: (21. 1. — 20. 2.)

Auch als Wassermann oder -frau können Ihnen die Schuhe naß werden, wenn Sie die Straße von Dover überqueren. Hüten Sie sich vor Insekten, die größer sind als Sie. Wenn Sie Ihr Sternbild lange betrachten, wird es Ihnen interessante Einblicke in Ihr eigenes Ich bieten. Ihre Zukunft wird sehr schwarz sein, wenn Sie sie mit Tusche färben! Ihr Glückstier ist der Wasserfloh!

Fische: (21. 2. — 20. 3.)

Daran, wie Sie die Schülerzeitung halten, erkennt man, daß Sie bestimmt nicht am 30. 2. Geburtstag haben. Ihr Geburtstag liegt aber bestimmt zwischen dem 21. 2. und dem 20. 3., denken Sie daran, wenn Sie ihn einmal vergessen haben. Es wird sich lohnen. Da Sie nun einmal Fische sind, sollten Sie weder auf dem Trocknen sitzen, noch ein toller Hecht sein!

Peter Freis OII b



Schülerzeitung der Städt. Gymnasien
Gummersbach

Chefredakteur: Frank Rutger Hausmann OI a (hsm), Bergneustadt, Wallstraße 16;
Chef v. Dienst: Bärbel Neugebauer OI a (ng), Marlies Sanke UI a (sk); **Redaktion:** Ingeborg von Manteuffel OI b (mt), Bärbel Huland OI b (hu), Cornelia Stussig OI b (st), Friedrich-Adolf Heering OI b (he), Wilfried Hansmann OI a (hn), Wolfgang Hagedorn UI b (hg), Harmut Burbach UI b (br), Petra Schleißing OII b (sg), Peter Freis OII b (fr), Wolfgang Paterock OII b (pa), Ulrich Weiler OII a (wr), Ilse Bindseil UII g (bs). **Beratend:** Studienrat Dr. Fischbach. — Preis pro Heft 0,50 DM. — Satz und Druck: Friedrich Luyken GmbH., Gummersbach.

Pariser

Impressionen



Man hört oft die Ansicht: Paris ist Frankreich, und Frankreich ist Paris. Man glaubt, wenn man Paris gesehen hat, sagen zu können, daß man Frankreich kennt. Sicher, Paris ist das Herz Frankreichs in jeder Hinsicht, sei es nun auf wissenschaftlichen und geistigen Gebieten, wie auch in der Kunst, Politik, Lebensweise und Wirtschaft. Dennoch, mag die Behauptung nur zu Recht bestehen, wenn man an Paris als an die Metropole Frankreichs denkt; richtig ist sie aber nur sofern, daß Frankreich in Paris seinen glänzendsten Ausdruck findet. Die Schönheit und Eigentümlichkeit dieser Stadt mit Worten zu beschreiben ist mir fast unmöglich, dennoch möchte ich versuchen, euch ein klein wenig von der Atmosphäre wiederzugeben, die Paris beherrscht, und erzählen, was zu Paris und seinem Leben gehört.

Oft schien es mir so, daß alleine schon die Musik, die in der Sprache liegt, mich darüber hinwegtäuschen wollte, daß Paris eine Weltstadt ist, in der hart und bis spät abends gearbeitet wird und in der viel Armut herrscht. Die Gesichter der Arbeiter, die mit müden, sorgenvollen Gesichtern abends in der überfüllten Metro sitzen oder stehen und ihre Zeitung lesen, — die laut keifenden Marktfrauen in den „Halles“, die Arbeitslosen, die an den Straßenecken oder am Seineufer herumlungern und darauf warten, ob ein Vorübergehender einen Zigarettenstummel auf's Trottoir wirft, an dem sie noch einmal ziehen können — das ist nicht die Stadt der Liebe, und doch ist es Paris. Das gleiche Paris, in dem der Buchhändler am Seineufer lebt, der Polizist mit der Trillerpfeife, die Clochards, die jungen Leute, die mit Vollbärten und langen, ungekämmten Haaren in den Studentenlokalen im Quartier Latin zu finden sind, und die sich stolz Existenzialisten oder Royalisten, Camelots de roi, nennen, und die elegante „Madame“, die

nachmittags im Café de la Paix einen Mocca trinkt.

Paris ist als Kunststadt einfach unerschöpflich! Die schönste Bildergalerie war für mich Jeu de Paume, das Impressionistenmuseum. Es liegt am Place de la Concorde und stellt vor allem Bilder aus von van Gogh, Rousseau, Manet, Monet, Cézanne und Toulouse Lautrec, der Moulin Rouge berühmt machte. Im Louvre könnte man Monate zubringen, so groß ist die Fülle der Gemälde, Plastiken und Kunstgegenstände, von denen die Mona Lisa und die Venus von Milo die Glanzstücke sind.

Die weiße Kirche von Sacré Coeur, die hoch über der Stadt auf dem Montmartre liegt, darf man in ihrer Stillosigkeit als Kitsch bezeichnen; doch sie gehört zu Paris genauso wie Notre Dame und die Ste. Chapelle auf der Seineinsel. Sie gehören zu den schönsten Kirchen Frankreichs. Die Farben ihrer bunten Glasfenster wird niemand vergessen, der sie gesehen hat.

Der Invalidendom, das Grabmal Napoleons, gleicht einem Wallfahrtsort. Tausende von Menschen stehen täglich am Sarkophag des Grand Impereur. Das Panthéon birgt Gräber berühmter Franzosen. Auch der Arc de Triomphe, unter dem am Grab des unbekannteren Soldaten die ewige Flamme brennt, gehört zu Stätten französischen Nationalbewußtseins. Dort weht ebenso die blau-weiß-rote Tricolore wie am Elysées- und Justizpalast.

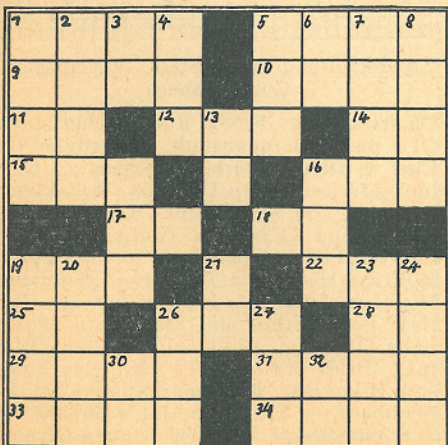
Abends fährt man vielleicht einmal mit der Metro zum Place de la Concorde. Der Blick vom Obelisken über die hell-

erleuchteten Champs Elysées zum Arc de Triomphe gehört zu den eindrucksvollsten in Paris. Unzählige Autos fahren in 4er und 5er Reihen zum Place d'Etoile, vorbei an den teuersten Modegeschäften der Welt.

Das öffentliche Leben beginnt um neun Uhr morgens. Vor Geschäftsbeginn liest der Pariser erst seine Morgenzeitung, in der Metro oder in einer der unzähligen Stehbars, wo er seinen zweiten Morgenkaffee trinkt und diskutiert. Man spricht viel über Politik. Besonders in Studentenlokalen wird man dann unversehens in ein solches Gespräch, bei dem es sehr temperamentvoll zugeht, verwickelt. Denn was Frankreich angeht, das geht alle an, besonders wenn man Franzose ist. Mittags trifft man sich zu einem reichlichen Menü. Die Studenten der Sorbonne oder der Kunstakademie hingegen sitzen am Seineufer und teilen sich ein langes Weißbrot und eine Flasche billigen Rotweins. Abends sitzt einer von ihnen in einem „Bistro“ auf dem Montmartre am Klavier und spielt ein Chanson; immer wieder die selbe Melodie, die nur in Paris entstehen konnte — ein wenig frech, ein wenig sentimental, ein wenig leichtsinnig und traurig — doch dem Mann an der Theke, dem Liebespaar in der Ecke gefällt dieses Lied. Ich habe oft in einem solchen kleinen Lokal einen Abend verbracht, einen Pernod getrunken, und ohne es zu wollen, begann ich mir plötzlich über diese Menschen und ihre Stadt Gedanken zu machen.

Der Franzose versteht es zu leben. Es erscheint oft als verrichte er gleichgültig und lustlos seine tägliche Arbeit, aber dies scheint nur so. Er nimmt sich Zeit, in Ruhe seine Zeitung zu lesen, an der Seine zu sitzen und zu angeln, mit seinem Auto heil durch das Verkehrschaos zu kutschieren und zu warten, bis eine Dame das Straßenpflaster überquert hat. Paris ist eine Welt für sich, und jeder, der in dieser Stadt lebt, darf sein eigenes Leben führen. Man wird nicht in eine Uniform gezwängt. Nirgends anderswo könnte die alte Dame mit dem blumengeschmückten Strohhut aus der Zeit der Jahrhundertwende spazieren gehen, ohne zum Gelächter der Passanten zu werden. Wo geht sonst der Jüngling im Samtjackett und mit der flatternden Künstlerschleife à la Richard Wagner Hand in Hand mit einem Mädchen spazieren, das die Hose mit einem Schuhlöffel anziehen kann? Nur in Paris, wo das Eigenleben des Individuums respektiert wird, gilt noch diese Freiheit zu leben wie es einem gefällt. Ich glaube, der Franzose weiß, wie er lebt und daß er lebt; wir wissen es oft nicht mehr, denn wir nehmen uns nicht mehr Zeit darüber nachzudenken.

Rätselecke



Waagrecht:

1. griech. Buchstabe 5. Stille 9. weibl. Vorname 10. scharf, heftig 11. chem. Zeichen f. Tellur 12. Fluß in der Eifel 14. Koseform f. nahen Verwandten 15. schmal 16. Keksverpackung 17. persönl. Fürwort 18. japan. Brettspiel 19. Zeitmesser 22. Waldtier 25. ital. Tonsilbe 26. schweiz. Kanton 28. chem. Zeichen f. Germanium 29. nord. Göttergeschlecht 31. Edelstein 33. röm. Kaiser 34. Zahlwort

Senkrecht:

1. Gesandter 2. Elch 3. Abk. für eine Winkelfunktion 4. Wappentier 5. selten 6. Abk. für unabhörmlich 7. Teil des Autos 8. Haushaltsplan 13. Auerochse 16. Einfahrt 19. Reitersoldat 20. Nage-tier 21. chem. Zeichen f. Iridium 23. gleich 24. erleuchtet 26. die Vereinten Nationen 27. elektr. geladenes Teilchen 30. pers. Fürwort 32. alte chines. Bronzemünze

Wolfgang Götze UI b

meine schallplatten

kaufe ich

nur

bei

franz klein

gummersbach
hindenburgstraße 16
bushaltestelle

BEKLEIDUNGSHAUS *Bitzner* KG.

Gummersbach

Kaiserstraße 37



*Liefert
jedes
Buch*

OBERBERGISCHE BÜCHERSTUBE
Adolf Osberghaus · Gummersbach

Handarbeiten · Wolle · Modewaren

bei

Waltenberg
GUMMERSBACH



DRAHTWERK

Ernst Lienkämper G.m.b.H
Gummersbach

Spezialfeindrähte

aus

NE-Metallen, Stahl und Edelstahl

für

Drahtwebereien und Bürstenfabriken

Die Tanzschule Potthoff

beginnt nach den Sommerferien 1961 einen

Nachmittags-Tanzkursus

für die Gummersbacher Gymnasiasten.

Anmeldungen sind erbeten unter Tel. Gummersbach 3136.

Elektro-Jünger o.H.G.

Elektro-Montagen

Beleuchtungsanlagen

(22c) Gummersbach

Moltkestr. 8/10 • Telefon 2674

Optik bringt Freude!

Feldstecher • Mikroskope • Barometer
Theatergläser • Lupen • Kompass

Brillen-Löwe Augenoptikermeister
Gummersbach, Kaiserstraße

Lichttechnik

Günter Hintze Ing.

Gummersbach - Singerbrink 22

Tonband - Rundfunk - Fernsehgeräte - Waschautomaten
!! Eigener Kundendienst mit geschulten Fachkräften !!



Gegr. 1835

FRIEDRICH LUYKEN GMBH. GUMMERSBACH
Buchdruckerei und Verlag

Wir drucken für Sie: Prospekte • Kataloge • Broschüren • Zeitschriften
Formulare • Plakate • Privatdrucksachen
ein- und mehrfarbig
Rufen Sie uns an unter Nr. 2681



KIENBAUM UNTERNEHMENSBERATUNG

DIPL.-ING. GERHARD KIENBAUM VDI

GUMMERSBACH (NIEDERSESSMAR) AHLBERGER STR. 47

Tel.: 2214 u. 2571 • FS: 0884563

Zweigbüros: Düsseldorf • Frankfurt/Main • Hamburg • Wien • Köln • München

moderne
beleuchtungskörper

kaufe ich
günstig

nur bei

franz klein

gummersbach
hindenburgstraße 16
bushaltestelle

Man geht gern zu Mölders!

Blusen, Röcke, Morgenröcke
KINDERBEKLEIDUNG
Wäsche und Strickwaren aller Art
ERSTLINGS-AUSSTATTUNGEN
findet man in gepflegter Auswahl im

MODENHAUS

GUMMERSBACH

Bergische Apotheke

Arthur Greive
Inh.: Karl-Egon Spahn

Gummersbach, Kaiserstraße 40/42
Fernruf 2160

Fahrscheinerte - Schlafwagen
Flugkarten für das In- und Ausland
Schiffspassagen
Preiswerte Ferienreisen
mit Touropa-, Scharnow-, Hummel- und Tigges Reisen
Hapag-Lloyd-Seereisen
Frachtschiffreisen

Ihr Reisebüro

Verkehrsbüro Gummersbach

Hindenburgstraße 21 neben Hotel Lindenhof
Telefon 3071 und 2416 · Fernschreiber 0884513
Mitglied des Deutschen Reisebüro-Verbandes

Richtig angezogen werden Sie
seit über 50 Jahren
vom bekannten **Textilkaufhaus**

Damen-, Herren- und Kinderkleidung, Stoffe, Gardinen
Strümpfe, Wäsche, Modewaren und Kurzwaren

noch ein

BIELSTEINER

AUS DER BIELSTEINER BRAUEREI
HAAS & CO. KG. BIELSTEIN/RHLD

Vom Fachmann beraten, vom Sportsmann bedient
durch

Sport-Brinkmann

Wilhelmstraße 1 · Telefon 2281
in allen Sportartikeln
und sportlicher Bekleidung

Walter Hahne

Gummersbach

SCHULBEDARF

Buch-, Papier- und Schreibwarenhandlung
Sämtliche Schulbücher

In Gummersbach trifft man sich im Café

Süße Ecke

Konditorei · Café · Ruf 2377



Musik - Instrumente

wie

Akkordeons - Gitarren

Blockflöten - Mundharmonikas u. a.

sowie

Schallplatten und Noten

kauft man im Fachgeschäft

MUSIKHAUS JORETZKI, Gummersbach

Kaiserstraße 22 · Telefon 27 97

FÄRBEREI UND CHEMISCHE REINIGUNG

Thiel

Gummersbach, Hindenburgstr. 39

„ Kaiserstr. 30

Dieringhausen, Kölner Straße 61

Bergneustadt, Kölner Straße 187

Derschlag, Olper Straße 3-4

Waldbröl, Hochstraße 3

Annahmestellen überall im Oberberg. Kreis

Hubertus-Apotheke

Rudolf Schliwa

Gummersbach-Rhld.

Kaiserstraße 17/19 · Telefon 3066

Buchhandlung Emil Gronenberg

Moltkestraße 13

Sämtliche Schulbücher

(Lehrbücher, Lektüren, Wörterbücher)

sowie alle Schulartikel

Durchgehend geöffnet von 7.30 — 18.30 Uhr